Universität Zürich[UZH]

Journal

40. Jahrgang
Nr. 6
Dezember 2010

Die Zeitung der Universität Zürich

Mosers Vision

Eine Ausstellung würdigt den Architekten der Universität. Seite 2

Eine Sprache für alle

Die Wissenschaft spricht englisch – aber nicht immer gut. Seite 3

Ein Nebenfach oder zwei?

Debatte über die Reform der Reform an der Philosophischen Fakultät. Seiten 6-7

Schlag auf Schlag

Wie ein Student zum Unternehmer wurde. Seite 17

Nachdenken über die Lehre

Was Studierende von ihrem Studium erwarten

Was geht in diesen Köpfen vor? Übung zur Rechtsgeschichte bei Professor Marcel Senn im Gigon-Guyer-Hörsaal der UZH.

David Werner

Fototermin im Hörsaal, ein Bild für die Titelgeschichte des Journals soll entstehen. Jus-Professor Marcel Senn hat uns erlaubt, in den ersten zehn Minuten seiner Lehrveranstaltung zu fotografieren. Während der Fotograf die Blitzlampen aufstellt, richten sich die Studierenden auf ihren Plätzen ein, kramen Schreibblöcke und Getränkeflaschen hervor, starten ihre Laptops. Bald ist der Saal voll. Eine beeindruckende Kulisse. Dabei findet hier nicht einmal eine Vorlesung statt, sondern eine Übung zur Rechtsgeschichte.

Eine Übung für Hunderte Studierende – geht das überhaupt? In den Rechtswissenschaften sind solche Grossveranstaltungen nichts Ungewöhnliches. Marcel Senn nimmt's gelassen: «Ganz gleich, ob vierhundert Leute vor Ihnen sitzen oder nur zwanzig – der proportionale Anteil derer, die sich aktiv beteiligen, liegt immer gleich hoch, nämlich bei rund einem Fünftel.»

Nachlese zum Tag der Lehre

Wer kennt die Erwartungen, Anliegen und Bedürfnisse aller Studierenden, die in einem so grossen Hörsaal zusammenkommen? Je grösser ihre Zahl, desto aufwendiger wird es, ihr Feedback einzuholen. Viele Dozierende führen Evaluationen durch, oft ganz in eigener Regie. Wer will, holt bei der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik Rat, wie es am besten geht. Seit einiger Zeit finden zudem zur Qualitätssicherung der Lehre an der Universität Zürich auch zentral organisierte Beurteilungen von Lehrveranstaltungen durch die Studierenden statt.

Daneben gibt es natürlich auch das ganz alltägliche, informelle Gespräch darüber, was ein gelungenes Seminar, eine interessante Vorlesung ausmacht. Um diesem Dialog zwischen Studierenden und Dozierenden frische Impulse zu versetzen, wurde am 27. Oktober an der UZH zum zweiten Mal ein Tag der Lehre durchgeführt.

Einige Studierende haben, angeregt von den verschiedenen Diskussionsforen, die an diesem Tag stattfanden, ihre Gedanken zur Lehre aufgeschrieben. Nachzulesen sind ihre Statements in diesem Journal.

Mehr zum Thema ab Seite 8.

Zeitreisen mit dem Mikroskop

An der Universität Zürich wurde ein Zentrum für Evolutionäre Medizin (ZEM) gegründet. Es ist einzigartig in der Schweiz und hinsichtlich seiner Grösse und Ausrichtung weltweit ein Pionierprojekt. Unter der Leitung des Mediziners und Mumienforschers Frank Rühli erforscht das Zentrum unter anderem die Evolution von Krankheitserregern und sucht Antworten darauf, warum der Mensch überhaupt krank wird. Weltweit gewinnt die evolutionäre Medizin laufend an Bedeutung. Sie schlägt gleichsam eine Brücke zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ihre Erkenntnisse, die sie unter anderem durch Untersuchung historischer Mumiengewebsproben gewinnt, nützen sowohl für der klinischen als auch der Präventionsmedizin. Ermöglicht wurde das Zentrum durch eine grosszügige Spende einer privaten Stiftung.

Hightech für die Rechtsmedizin

Am Institut für Rechtsmedizin der UZH wurde ein hochmodernes «Postmortales Imaging Center» eingeweiht. Leichen könnnen hier mit Hilfe eines extrem leistungsstarken Magnetresonanztomografen (MR) und eines neuen Computertomografen (CT) untersucht werden. Dank moderner bildgebender Verfahren wird die Detektivarbeit der Gerichtsmediziner nun um einiges einfacher. Bilder ersetzen zwar nicht die Feinarbeit am Obduktionstisch, liefern jedoch wichtige, dem menschlichen Auge verborgene Hinweise über mögliche Todesursachen. Am Postmortalen Imaging Center, das dank einer Spende des Emma-Louise-Kessler-Fonds realisiert werden konnte, wird auch geforscht. Die gewonnenen Forschungsergebnisse haben beispielsweise Relevanz für die Interpretation von MR-Bildern von Spitalpatienten. (Mehr dazu unter www.uzh.ch/news)

Applaus Seite 3
Professuren Seite 16
Alumni-News Seite 17
Agenda Seite 19

Strahlentherapie für Tiere

Die Vetsuisse-Fakultät soll bald wieder in der Strahlentherapie forschen und damit bösartige Tumore bei Tieren behandeln können. Die UZH hat sich für die Beschaffung eines Linearbeschleunigers für die Strahlentherapie ausgesprochen. Der Abteilung Onkologie der Vetsuisse-Fakultät fehlt seit 2006 ein solches Gerät. Mit einem neuen Linearbeschleuniger wird die Strahlentherapieforschung in Zürich gestärkt und die Vetsuisse-Fakultät Zürich kann erneut ein Standort für die Fachausbildung der Veterinärmediziner in Radio-Onkologie werden. Über die definitive Beschaffung entscheidet der Universitätsrat.

Studierende haben gewählt

Die Studierenden der UZH haben mit einer Wahlbeteiligung von 8,4 Prozent den Studierendenrat (StuRa) für die Amtsperiode 2011 neu gewählt. Die Wahlbeteiligung lag um rund 6 Prozent höher als im Vorjahr. Gewinnerin der Wahl ist die Fraktion KriPo. Sie legte um 9 Sitze auf nun insgesamt 17 Sitze zu. Die zweitgrösste Fraktion im Studierendenrat ist skalp mit 11 Sitzen. Sie stellte 2010 das Ratspräsidium. Von den insgesamt 58 besetzten Sitzen gehen 19 an verschiedene Fachvereine.

Überraschender Fund

In den Kellern des Instituts für Systematische Botanik fanden sich bei einer Zügelaktion völlig überraschend Teile von über 3000 Jahre alten Blumengirlanden. Die Blumen schmückten einst ägyptische Mumien. Die Funde könnten Aufschlüsse über die Vegetation im alten Ägypten geben. (Mehr dazu unter www.uzh.ch/news)

Zwei Siege, eine Niederlage

Beim 59. Rudermatch zwischen der Universität und der ETH Zürich gewannen am 13. November die UZH-Studenten im dritten und entscheidenden Lauf über die Polyaner. Die UZH-Professoren verteidigen eindrücklich ihren Titel gegen ihre Kollegen von der ETH. Die UZH-Studentinnen unterlagen dagegen den Poly-Frauen.

Impressum

Journal • Die Zeitung der Universität Zürich • Herausgegeben von der Universitätsleitung durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion Journal. Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijounral@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Leiter Publishing: Roland Gysin (rgy) • Layout: Frank Brüderli (fb) • Gestaltungskonzept: TBS Identity • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: Swissprinters Zürich AG, Schlieren • Dieses Produkt wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt und klimaneutral produziert • Auflage: 16 000 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Zürichsee Werbe AG, Seestrasse 86, 8712 Stäfa, Tel. 044 928 56 11, annoncen@zs-werbeag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Universitätsleitung wiedergeben. • Das Journal als pdf-Datei: http://www.kommunikation.uzh.ch publications/journal.html

Der steinige Weg zur Erkenntnis

Eine Ausstellung würdigt Karl Moser, den Erbauer des Kollegiengebäudes. Wie die Universität zu ihrem Turm kam, erklärt der Architekturhistoriker Thomas Gnägi.

Mit Thomas Gnägi sprach Sascha Renner

Herr Gnägi, holte sich die Universität mit Karl Moser einen Stararchitekten?
Ja. Moser baute das Kollegiengebäude von 1911 bis 1914; schon 1900 wurde ihm von der ETH eine Professur angeboten, die er vorerst ablehnte. Im süddeutschen Raum war er eine wichtige Figur. Bei seinem Begräbnis wurde er als «der wichtigste Architekt seit Gottfried Semper» gewürdigt.

Womit überzeugte Karl Moser die Jury im Wettbewerbsverfahren?
Mit einer ausgesprochen guten, topografisch ausgeklügelten Lösung: Er passte die beiden Gebäudekuben dem Geländeverlauf ein. Das Kollegiengebäude versetzte er nach hinten zum Zürichberg, das Biologiegebäude nach vorne zur Stadt hin. Die Aufgabe war äusserst komplex: Das ETH-Gebäude nebenan stand auf einem Plateau, die Universität aber musste auf einem abfallenden Gelände errichtet werden.

Welche architektonische Sprache wählte Karl Moser für die Universität?
Der Kanton verlangte einen monumentalen Baukörper. Das Blockhafte dieser Konzeption durchbrach Moser jedoch mit einer aufgelösten Fassade und der Vertikalen des Turms. Er befriedigte das kantonale Repräsentationsbedürfnis nicht mit einem klassischen Bauvokabular wie etwa einer Palastfassade, sondern er suchte nach einem eigenständigen, der Zeit und der örtlichen Topografie angemessenen Stil.

Die Treppe des Kollegiengebäudes erinnert an barocke Schlossarchitektur, die Galerien an romanische Klosterarchitektur. Ist das nicht ein heilloser Eklektizismus?
Es gibt diese unterschiedlichen Elemente, ja. Nur sollen sie nicht auf ein Kloster oder auf ein Schloss verweisen. Sie sind vielmehr praktischer Natur und versinnbildlichen den Weg zur Erkenntnis: Nach der eher gedrungenen, dunklen Eingangshalle zieht es einen durch die geschwungene Treppe förmlich den Lichthof hinauf.

Wie kam die Universität zu ihrem Turm?
Moser sah keinen so hohen Turm vor. Der Kanton wünschte einen mächtigen Bau und forderte die jetzige Gebäudehöhe.

Die Höhe des Turms beläuft sich auf 65 Meter stadtseitig – ein veritables Hochhaus?
Durchaus. Es gab eine europäische Debatte, nach der einzelne Hochhausbauten als Marksteine im Stadtbild fungieren sollten. Der Uniturm war für Zürich ein solcher Richtbau und kann daher als das erste Hochhaus der Stadt Zürich gelten.

Die Gewölbe der Kreuzbögen sind alle vorgeblendet, die Konstruktion kaschiert. Was steckt hinter dieser Scheinarchitektur?
Das war geradezu modern. Moser ging es um die Wirkung, wie man auch im Lichthof erkennt: Die sichtbare Form, ein gläsernes Segel, hängt an einem schützenden zweiten Glasdach. Vor die Konstruktion setzte Moser eine sinnstiftende Kunstform.

Veränderte der Bau das Selbstbewusstsein der Universität? Vorher war man räumlich ein Teil der ETH, jetzt baulich ebenbürtig.
Der Bau hatte Signalwirkung: Die Stadt realisierte, dass sie neben der ETH eine zweite bedeutende Institution beherbergte. Der Kanton hoffte bis zum Zeitpunkt des eigenen Projekts, dass die Universität Zürich einmal Teil einer eidgenössischen Universität sein würde; nun emanzipierte sie sich mit einem eigenständigen Gebäude.

Schon kurz nach 1914 schmiedete man Erweiterungspläne. Geriet das Gebäude zu klein?
Nein, aber die kantonale Verwaltung brauchte Lokalitäten. Moser sah vor, die Universität seeseitig zu spiegeln. Das Projekt wurde jedoch nicht ausgeführt: Meterhohe Sockelbauten wären nötig gewesen, um das abfallende Gelände auszugleichen.

Im Kollegiengebäude erstellten Künstler Wandmalereien, die 1915 einen Eklat provozierten. Was war geschehen?
Moser förderte die jungen, progressiven Künstler seiner Zeit. Deren Bilder zeigten nackte, schwebende Jünglinge und Mädchen. Das war den Zürcherinnen und Zürchern zuviel. Die Wandmalereien mussten 1915 übertüncht werden.

Entspricht der heutige Bau noch der ursprünglichen Konzeption?
In weiten Teilen, ja. Man hat sich in der 1980er-Jahren erfolgreich dagegen gewehrt, dass der Lichthof des Kollegiengebäudes durch einen Hörsaal verdichtet wird.

Welchen Stellenwert hat die Universität im Œuvre von Karl Moser?
Sie ist eines seiner wichtigsten Werke.

Der Architekturhistoriker Thomas Gnägi schreibt eine Dissertation zur Architekturzeichnung im Entwurf Karl Mosers. Sein Artikel über das Universitätsgebäude ist im Werkkatalog nachzulesen, der diese Tage im gta Verlag erscheint. Am 17. Dez. eröffnet die Ausstellung «Karl Moser. Kunst und Architektur» im Kunsthaus Zürich.

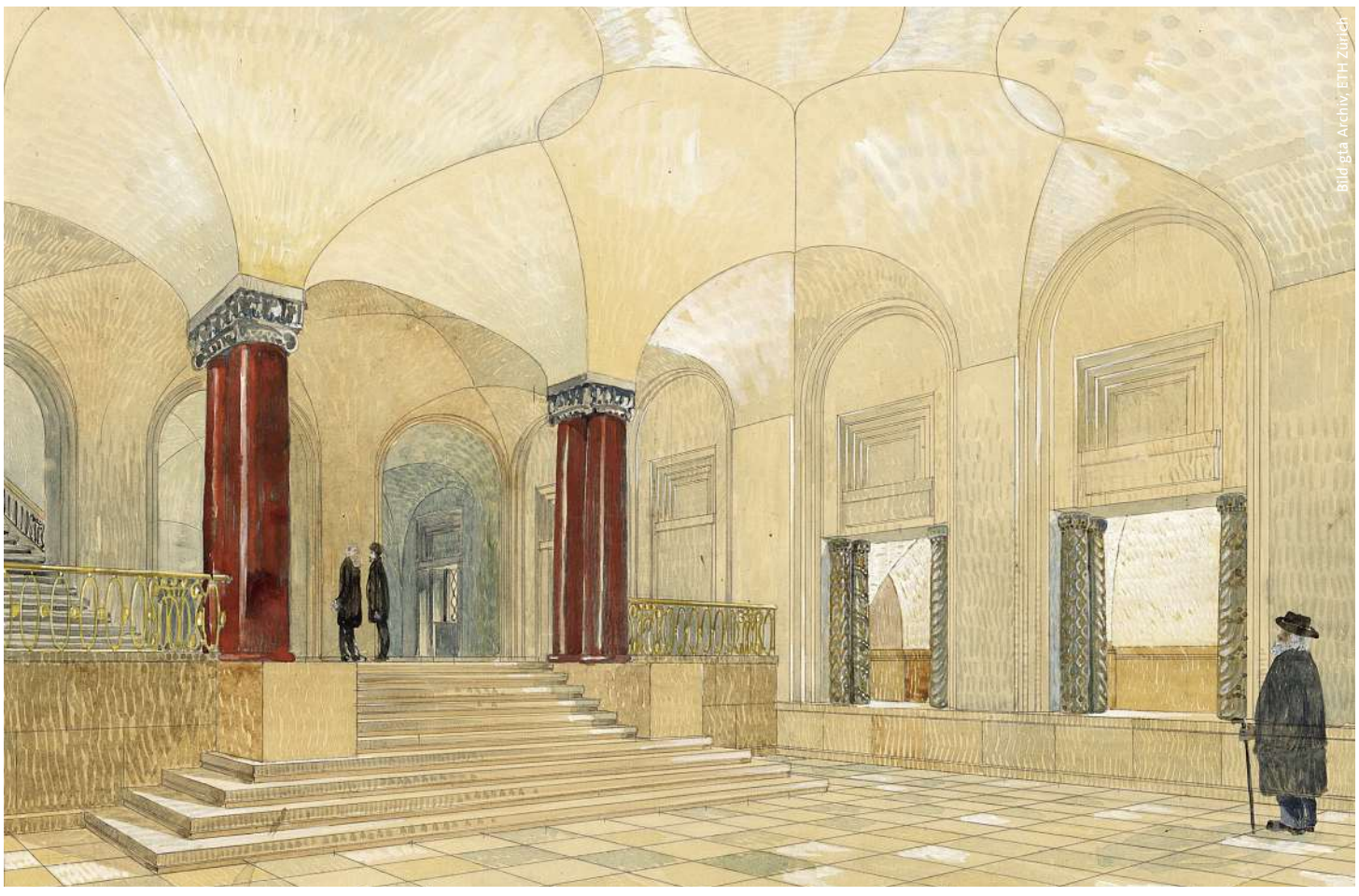


Bild: gta Archiv, ETH Zürich

Unverkennbare Handschrift: Das vom Architekten Karl Moser (1860–1936) ausgeführte Aquarell von 1912 zeigt das Untere Foyer an der Künstlergasse.

Unser aller Englisch

Die Wissenschaft spricht Englisch – auf unterschiedlichem Niveau. Ist das schlimm? Die moderne Hochschul-Sprachdidaktik gibt Entwarnung: Perfektion ist nicht das Ziel.

Markus Binder

Die Briten und die US-Amerikaner sind nicht zu beneiden; sie sind zu einer kleinen Minderheit geworden. Gerade noch einen Fünftel machen diese Muttersprachler unter den Englischsprechenden dieser Welt aus; vier Fünftel sprechen Englisch als Zweitsprache, zum Teil sehr gut, zum Teil gebrochen und zum Teil ziemlich kreativ – also in manchen Ohren schlicht falsch.

Dieses neue Phänomen untersucht die finnische Linguistikprofessorin Anna Mauranen von der Universität Helsinki in ihrem Projekt «English as a Lingua Franca in Academic Settings» (ELFA). Sie will wissen, wie sich das Englisch verändert und was daraus für den Englischunterricht gefolgert werden kann. Dazu hat sie 650 Menschen mit 51 verschiedenen Muttersprachen beim Englischsprechen auf den Mund geschaut und eine Million Wörter aufgenommen.

Bild Frank Brüderli

Teatime im Uniturm: Patricia Pullin und Sabina Schaffner vom Sprachenzentrum.

Lerne, den Inder zu verstehen

Ihre Erkenntnisse: Die verschiedenen Englisch-Versionen sind gar nicht so verschieden. Die häufigsten Formulierungen zum Beispiel sind dieselben bei Muttersprachlern wie bei Zweitsprachlern: «I don't know», «you have to» oder «a little bit». Die Unterschiede aber sind spannend und führen dazu, dass Englisch heute an den Universitäten anders unterrichtet wird als noch vor zehn Jahren. Wer das Englische als Instrument erlernt, um sich im akademischen Alltag durchzuschlagen, will nämlich vor allem verstanden werden. Dazu kann er problemlos irreguläre Verben regularisieren («teached»), Worte ohne Plural pluralisieren («researches») und Präpositionen anfügen, die so sehr auf der Hand liegen, dass sie mittlerweile auch die Muttersprachler benutzen («discuss about»). Das alles führt zu keinerlei Verständnisproblemen, auch weil viele weitere Strategien benutzt werden wie Wiederholungen oder Interaktion mit den Zuhörern.

Anna Mauranen folgert daraus für den Englischunterricht, dass nicht die individuelle Leistung aus der Perspektive des Muttersprachlers, sondern die effektive Kommunikation getestet werden sollte. «Die Umgebung, in der Englisch gesprochen wird, ist heute viel weniger vorhersehbar als früher», sagt Mauranen. Sie findet daher, dass man sich beim Lernen darauf konzentrieren sollte, was für das Verständnis wirklich wichtig ist. Eine korrekte Aussprache des «th» gehört nicht dazu. Wer daraus ein «s» macht, wird auch verstanden. Die Vokale hingegen sind für das Verständnis entscheidend, ebenso der Unterschied zwischen «b» und «p» oder die Betonung auf der ersten Silbe. Mauranen fordert auch, dass man die verschiedenen Akzente verstehen lernt: «Die Wahrscheinlichkeit, dass man einen Inder Englisch sprechen hört, ist in naturwissenschaftlichen Fächern sehr gross und die Wahrscheinlichkeit, dass man ihn zuerst nicht versteht, ebenfalls.»

Englisch ist dein Master

Am Sprachenzentrum der Universität und der ETH Zürich, das die finnische Wissenschafterin kürzlich für einen Vortrag eingeladen hat, werden diese Erkenntnisse im Unterricht bereits umgesetzt. Das Angebot an Englischkursen ist breit und stark auf den akademischen Gebrauch ausgerichtet: zum Beispiel aufs Zuhören und Verstehen in einer Vorlesung oder auf das Schreiben einer Arbeit in Englisch. Nachdem immer mehr Masterprogramme ausschliesslich in Englisch durchgeführt werden, steigt auch die Zahl jener markant, die sich im Sprachenzentrum auf ihre englische Masterarbeit vorbereiten. «Die Bedürfnisse haben sich gewandelt», sagt Patricia Pullin, Fachschaftsleiterin Englisch, «vor fünf Jahren noch kamen viele Studierende, um das Englisch für die Ferien aufzubessern, heute geht es ganz gezielt um den akademischen Gebrauch.» Auch die Zahl der Kursteilnehmenden hat zugenommen; 2005 waren es 1600, heute sind es 2200 in rund 110 Englischkursen pro Jahr. Hinzu kommen massgeschneiderte Kurse an Instituten oder für Einzelpersonen.

«Die nationalen Sprachen dürfen nicht aufgegeben werden.»

Sabina Schaffner, Leiterin des Sprachenzentrums von Universität und ETH Zürich

Englisch ist nicht des Teufels

Hinter diesen linguistischen und didaktischen Fragen des Englischunterrichts stehen die politischen Fragen nach der Dominanz des Englischen und der Pflege der Landessprachen. Mauranen warnt davor, das Englische zu verteufeln: «Wenn Sprache das Denken beeinflusst, dann kann es nicht schaden, mehrsprachig zu sein, um sich von einem einzigen Denksystem zu befreien.» Voraussetzung aber sei eine solide Basis in der eigenen Sprache. Sie kritisiert deshalb jene Universitäten, die allzu sehr aufs Englische setzen: «Alle Kurse in Englisch zu unterrichten ist Unsinn, und mit Blick auf die Zitierindices alles in Englisch zu publizieren ebenfalls.» Ähnlich ist die Position des Sprachenzentrums: «Wir brauchen eine Sprachenpolitik mit klaren Kriterien, welche Veranstaltungen und Programme in welcher Sprache unterrichtet werden sollen», sagt die Leiterin Sabina Schaffner. Es gehe nicht an, das Englische überall zu fordern: «Man muss sich gut überlegen, was die Studierenden lernen sollen.» Keinesfalls dürften die nationalen Sprachen aufgegeben werden.

Keine Vorgaben der Universität

Die UZH will allerdings zu den Sprachen keine übergreifenden Vorgaben machen. Das sei nicht sinnvoll, findet Otfried Jarren, Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften. Die UZH sei als international ausgerichtete und gut profilierte Forschungsuniversität nicht primär auf eine Sprache fokussiert, sondern pflege die Mehrsprachigkeit. Deshalb biete man am Sprachenzentrum auch eine Vielzahl von Sprachen an. «Klar ist aber, dass Deutsch und Englisch aus je unterschiedlichen Gründen eine besondere Position haben.» Deutsch sei als Sprache der Lehre auf allen Studienstufen zentral. «Umgekehrt ist auch klar, dass Englisch als Sprache des Austausches in internationalen Wissenschaftsnetzen für die wohl meisten Fachrichtungen unbestritten die wichtigste Sprache geworden ist.»

Das Englische könnte allerdings in Zukunft auch wieder an Wichtigkeit verlieren, glauben Pullin und Schaffner vom Sprachenzentrum. Nicht weil es als Lingua franca bald schon ausgedient hätte, sondern weil die Studierenden schon mit einem höheren Englischniveau an die Universität kommen und andere Sprachen an Bedeutung gewinnen werden.

APPLAUS

Jules Angst, Emeritierter Professor für klinische Psychiatrie, wurde am internationalen Kongress der World Psychiatric Association mit dem International Juan José López Ibor Award 2010 ausgezeichnet.

Ernst Fehr, Ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre, wurde mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet. Zudem erhielt er den Deutschen Fairness Preis 2010.

Markus Koster, Doktorand an der Klinik für Angiologie, erhielt von der Deutschen Gesellschaft für Phlebologie und der Firma Bauerfeind AG den mit 5000 Euro dotierten Preis «Doktoranden-Programm zur Förderung von Forschungsvorhaben im Bereich der klinischen Phlebologie».

Klara Landau, Ordentliche Professorin für Ophthalmologie, **Martina Bösch**, Oberärztin an der Augenklinik des Universitätsspitals, und **Daniel Barthelmes**, Assistenzarzt an der Augenklinik des Universitätsspitals, erhielten an der Jahrestagung der Schweizerischen Ophthalmologischen Gesellschaft den Preis für die beste ophthalmologische Forschungsarbeit der Schweiz 2010.

Lawrence Rajendran, Assistenzprofessor für System- und Zellbiologie der Neurodegeneration, wurde mit dem Hans und Ilse Breuer Preis ausgezeichnet. Der mit 100 000 Euro dotierte Preis ehrt seine Arbeiten über die grundlegenden und angewandten Aspekte der Alzheimer-Forschung.

Andreas Vitalis, Postdoktorand am Biochemischen Institut, erhielt den Empiris-Award for Research in Brain Deseases 2010.

PUBLIKATIONEN

Werner Egli, Privatdozent für Ethnologie, und **Ingrid M. Tomkowiak**, Titularprofessorin für Europäische Volksliteratur (Hrsg.): Berge. Chronos Verlag, Zürich 2010.

Elvira Glaser, Ordentliche Professorin für Germanische Philologie, **Annina Seiler**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Englischen Seminar, und **Michelle Waldispühl**, Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar (Hrsg.): LautSchriftSprache. Beiträge zur vergleichenden historischen Graphematik. Chronos Verlag, Zürich 2010.

Elvira Glaser, Ordentliche Professorin für Germanische Philologie, **Matthias Friedli,** Doktorand am Deutschen Seminar, und Helen Christen (Hrsg.): Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz. Huber, Frauenfeld 2010.

Ulrich Hübscher, Direktor des Instituts für Veterinärbiochemie und Molekularbiologie, Silvio Spadari, Giuseppe Villani, Giovanni Maga: DNA Polymerases: Discovery, Characterization and Functions in Cellular DNA Transactions. World Scientific, 2010.

Christian Kiening, Ordentlicher Professor für Ältere deutsche Literatur, **Mireille Schnyder,** Ordentliche Professorin für Ältere deutsche Literatur (Hrsg.): Max Wehrli 1909–1998. Chronos Verlag, Zürich 2010.

Christian Kiening und **Aleksandra Prica**, Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar, Benno Wirz (Hrsg.): Wiederkehr und Verheissung. Dynamiken der Medialität in der Zeitlichkeit. Chronos Verlag, Zürich 2010.

Aleksandra Prica, Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar: Heilsgeschichten. Untersuchungen zur mittelalterlichen Bibelauslegung zwischen Poetik und Exegese. Chronos Verlag, Zürich 2010.

Wolfgang Rother, PD am Philosophischen Seminar: Lust. Perspektiven von Platon bis Freud. Schwabe Verlag, Basel 2010.

Erwin Sonderegger, Titularprofessor für Geschichte der Philosophie: Der spekulative Aristoteles. Königshausen & Neumann, Würzburg 2010.

Barbara von Orelli-Messerli, PD für Kunstgeschichte: Gottfried Semper (1803–1879): Die Entwürfe zur dekorativen Kunst. Michael Imhof Verlag, Petersberg 2010.

HTW Chur

Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences

Master of Science

Vollzeit und Teilzeit

- **Business Administration**
  Major Entrepreneurial Management
  Major Tourism
- **Information Science**
  Vertiefungen: Information Design,
  Information Asset Management
- **Engineering (MSE)**
  Schwerpunkt Telekommunikation
  und Multimedia

HTW Chur, Hochschule für Technik und Wirtschaft
Pulvermühlestrasse 57, CH-7004 Chur
Telefon +41 (0)81 286 24 24
E-Mail master@htwchur.ch, www.htwchur.ch/master

STUDIEREN FÜRS LEBEN

→ **www.htwchur.ch**

Mitglied der FHO Fachhochschule Ostschweiz

Meet USI in ZÜRICH

USI
Università
della Svizzera
italiana

Masters in
/ ARCHITECTURE
/ COMMUNICATION
/ ECONOMICS
/ INFORMATICS

/ Large choice of Masters in English
/ High-quality education
/ International setting
/ Friendly environment

www.master.usi.ch

Programme

17.30 hr. Presentation of USI Masters

18.00 hr. Meet current USI students and USI alumni from Zürich, while enjoying a typical Ticino apero

14 December 2010
17.30 hr.

Seminar room
HG F 33.1
ETH Main Building
Rämistrasse 101

Università
della
Svizzera
italiana

swissuniversity.ch

www.facebook.com/usiuniversity

Nichts für Klaustrophobe

Ein neues Forschungszentrum an der UZH untersucht Emotionen wie Mitgefühl und Ärger. Studierende können als Probanden an den Experimenten teilnehmen. Ihre Hirn-Scans dürfen sie anschliessend mit nach Hause nehmen.

Bild Frank Brüderli

«Alles klar bei dir?» Ein Labormanager bereitet die Probandin auf einen fünfzig Minuten langen Versuch im Hirnscanner vor.

Alice Werner

Der Raum mit dem Magnetresonanz-Tomografen im SNS-Lab, dem «Labor zur Erforschung sozialer und neuronaler Systeme», ist klimatisiert und angenehm beleuchtet. Nichts weist darauf hin, dass hier magnetische Kräfte wirken, die bis zu 30 000 mal stärker sind als die Erdanziehung. Katja, Anglistik-Studentin im dritten Semester, hat ihre Ohrringe abgenommen und Bluse und Leggings gegen hellgrüne OP-Wäsche eingetauscht. Sie sitzt auf der klinisch weissen Liege, den Lärmschutzkopfhörer übergestülpt, und scheint ein wenig aufgeregt zu sein. «Alles klar bei dir?», fragt Labormanager Karl Treiber. Katja nickt. In einem ausführlichen Briefing hat ihr der Versuchsleiter erklärt, was in den nächsten fünfzig Minuten passieren wird. Katja bekommt eine Kopfspule umgelegt, dann wird sie in den Scanner geschoben. «Denk bitte daran, den Kopf möglichst ruhig zu halten», sagt Treiber noch, bevor er den Raum verlässt. Von Katja sind jetzt nur noch die Füsse zu sehen.

«99 Prozent der Probanden gewöhnen sich schnell an die Enge und den Geräuschpegel im Scanner», sagt der Psychologe Claus Lamm, der den Versuch leitet. Wer nicht klaustrophobisch veranlagt sei und keine Metallimplantate im Körper habe, könne bedenkenlos an den Studien teilnehmen. Lamm gehört zur Forschergruppe um den Ökonomen Ernst Fehr, die Neurowissenschaftlerin Tania Singer und den Neuroinformatiker Klaas Enno Stephan, die sich mit den Grundlagen menschlichen Sozialverhaltens beschäftigt. Im Mittelpunkt ihres Interesses stehen neurobiologische Prozesse im Gehirn: Wie reagieren Nervenzellen, wenn wir unfair behandelt werden? Was geht in unserem Kopf vor, wenn uns körperlicher Schmerz widerfährt oder wenn wir sehen, wie anderen Schmerz zugefügt wird? Der interozeptive Kortex, jene Gehirnregion, die für die innere Wahrnehmung des Körpers zuständig ist, fasziniert die Wissenschaftler besonders. Denn hier sitzt, bildlich gesprochen, unser Empathievermögen – die Fähigkeit, sich in die Gefühls- oder Sinneswelt anderer hineinzuversetzen.

Tausend Bilder pro Versuch

Auch Katja nimmt an einer Empathie-Studie teil. Dem Experiment ist viel Arbeit vorausgegangen: Eine der Hauptaufgaben der Forschenden besteht darin, sogenannte «Interactive-Mind-Paradigmen» zu erfinden, also Versuchsanordnungen, in denen die Probanden trotz der unnatürlichen Situation im Scanner soziale Emotionen entwickeln. Die neurowissenschaftliche Studie, die der Psychologe Claus Lamm vom Universitären Forschungsschwerpunkt «Grundlagen menschlichen Sozialverhaltens: Altruismus und Egoismus» heute durchführt, ist daher in einen sozialen Kontext eingebettet. Während Katja in der Tomografenröhre liegt, wird ihre linke Hand immer wieder mit unterschiedlichen Materialien berührt. Die Studentin soll per Tastendruck beurteilen, wie angenehm oder unangenehm sie dies empfindet. Anschliessend werden ihr auf einem Monitor Bilder eines zweiten Probanden gezeigt, der die gleichen taktilen Reize erhält. Katja soll einschätzen, was der andere dabei wohl fühlt. Ein Blick auf die Computermonitore im Kontrollraum zeigt, wie die empathischen Reaktionen dokumentiert werden: Mittels Magnetfeld und Radiowellen übermittelt der Kernspintomograf alle eineinhalb Sekunden Schnittbilder des Gehirns. Durchschnittlich tausend Bilder erhalten die Forschenden pro Versuch. Bei einem Datensatz von mehreren Gigabytes pro Studienteilnehmer erstaunt es nicht, dass die Auswertung oft Monate dauert. «Wir erhoffen uns neue Erkenntnisse darüber, welche Gehirnareale bei empathischen Empfindungen aktiv sind», sagt Claus Lamm.

Herausfinden, wie das Hirn reagiert

Prosoziales Verhalten beschäftigt auch Physiologen, Wirtschaftswissenschaftler und Endokrinologen. Welche neuronalen Prozesse laufen ab, wenn Menschen gesellschaftlichen Normen entsprechend handeln? Innerhalb welcher institutionellen Rahmenbedingungen kooperieren Menschen? Wie wirken sich Hormone auf unser Sozialverhalten aus? Das sind einige der interdisziplinären Fragestellungen am SNS-Lab. Die Methoden sind denkbar unterschiedlich: Mal werden die Gehirnströme der Versuchspersonen gemessen, mal beteiligen sich die Probanden an einem Geldtransfer-Spiel oder sie nehmen – unter kontrollierten Bedingungen – Hormonpräparate ein.

Mal mehr, mal weniger Lohn

Katja ist eine von rund 150 Versuchspersonen, die pro Semester an einer Studie im SNS-Lab teilnehmen. Einen Job mit fixen Arbeitszeiten könne sie im Moment nicht annehmen, so die Studentin. Aber für die gelegentliche Teilnahme an einer wissenschaftlichen Studie reiche die Zeit. «Ich verdiene etwas nebenher und habe gleichzeitig das Gefühl, einen kleinen Beitrag für die Wissenschaft zu leisten.» Katja meldete sich über das Online-Rekrutierungssystem für wissenschaftliche Studien zum Entscheidungsverhalten an der UZH (www.expecon.uzh.ch) für verschiedene Versuche an. Wer sich einmal registriert hat, wird bei Bedarf per E-Mail angefragt. Je nach Studie kann es Ausschlusskriterien geben, zum Beispiel Alter, Geschlecht, Studienrichtung und Händigkeit; bei Frauen spielt oft auch der Zyklusverlauf oder die Art der Hormonverhütung eine Rolle.

Die meisten Studien im SNS-Lab sind interaktiv, es geht also um die Wechselwirkung von Handlungen mehrerer Personen.

«Ich verdiene etwas und habe gleichzeitig das Gefühl, einen kleinen Beitrag für die Wissenschaft zu leisten.»

Katja, Anglistik-Studentin und Probandin am SNS-Lab

Wichtig dabei ist, dass die Entscheidungen, welche die Probanden während der Versuche fällen, reale Folgen haben. Das Honorar wird daher vom Verhalten während der Studie abhängig gemacht. Dies motiviert die Versuchspersonen, sich mit der jeweiligen Aufgabenstellung präzise zu befassen. Im Durchschnitt kann mit einem angemessenen Stundenlohn gerechnet werden. «Die Teilnehmer, die einmal mitgemacht haben», sagt Nina Spiri, die für die Rekrutierung der Studierenden zuständig ist, «kommen oft mehrfach ins SNS-Lab.»

Im Scanner-Raum geht inzwischen das Licht wieder an. Katja streckt sich und schüttelt Arme und Beine aus. Morgen wird sie zum zweiten Teil der Studie erscheinen, dann darf sie ihr Honorar und eine Aufnahme ihres Gehirns mit nach Hause nehmen.

Informationen für Versuchspersonen am SNS-Lab unter www.sns.uzh.ch/index.html

Dank an den verstorbenen Mäzen Branco Weiss

Branco Weiss, dem Hightech-Unternehmer und Mäzen, gebührt der Dank dafür, dass an der UZH ein international erstklassiges Zentrum für Neuroökonomik und soziale Neurowissenschaften entstanden ist. Er schenkte der UZH im Jahr 2007 fünf Millionen Franken für Anschaffung und Betrieb eines 3-Tesla-Scanners und schuf damit die Voraussetzung für die Einrichung des «Labors zur Erforschung sozialer und neuronaler Systeme» (SNS-Lab). Im Juni 2010 wurde das Labor feierlich eingeweiht. Branco Weiss unterstützte und förderte zahlreiche Forschungs- und Hochschulprojekte. Er wurde 1929 im kroatischen Zagreb geboren und starb am 31. Oktober im Alter von 81 Jahren in Zürich.

«Ein Nebenfach reicht» – «Einspruch, zwei!»

Mehr Mobilität, mehr Flexibilität, weniger Prüfungen: Die Philosophische Fakultät arbeitet zurzeit an Verbesserungen der Studienbedingungen. Ein kontroverses Thema ist dabei die Zahl der Nebenfächer, wie die folgende Debatte mit der Indologin Angelika Malinar und dem Historiker Philipp Sarasin zeigt.

«Von England aus betrachtet hat hier die Reform noch gar nicht richtig begonnen.» Angelika Malinar (49), Professorin für Indologie.

Moderation: Roland Gysin und David Werner

Frau Malinar, Sie lehren erst seit eineinhalb Jahren in Zürich; wie erleben Sie die Diskussionen um die Studienreform in Ihrer Fakultät?

Angelika Malinar: Als schwierig und anstrengend, aber auch als anregend und produktiv. Der unterschiedlichen Fachkulturen wegen gehen die Positionen zum Teil auseinander. Die Reform hat traditionelle Bildungsideale infrage gestellt; Antworten darauf, welche Bildung die Universität im 21. Jahrhundert vermitteln soll, müssen wir aber erst noch finden. Es steht noch viel Denkarbeit bevor. Wir stehen, glaube ich, nicht am Ende der Reform, sondern erst am Anfang.

Herr Sarasin, was ist Ihr Fazit zu den bisherigen Reformbemühungen am Historischen Seminar?

Philipp Sarasin: Wir haben nicht auf die Reform gewartet, aber es war gut, dass sie kam. Ein komplexes System wie die Universität braucht von Zeit zu Zeit einen Anstoss, um Gewohntes zu überdenken. Zum Beispiel veranlasste uns die Reform am Historischen Seminar dazu, einmal grundsätzlich zu überlegen, was wir den Studierenden in den ersten drei Semestern überhaupt beibringen wollen. Unser ursprünglich sehr schludrig und lieblos konzipiertes Grundstudium hat jetzt durchdachte Strukturen.

Strukturiert heisst auch verschult?

Sarasin: Nein. Wir haben jetzt eine verantwortungsvolle Gliederung des Stoffes, die für eine gewisse Etappierung des Lernens sorgt.

Die reine Idylle?

Sarasin: Es gibt auch Schattenseiten. Vieles lief zu bürokratisch ab. Man applizierte Punkte auf Veranstaltungen, kreierte Berechnungsmodelle – und dachte dabei zu wenig an Inhalte. Ausserdem halten wir immer noch zu stark an der individuellen Forschungs- und Lehrfreiheit fest, anstatt lehrstuhlübergreifend zusammenzuspannen.

Malinar: Einverstanden, Zusammenarbeit ist wichtig. Aber die Freiheit in Lehre und Forschung darf man dabei keinesfalls beschneiden. Was ich an Bologna problematisch finde ist die Rhetorik der Ökonomisierung, die suggeriert, dass alles quantifizierbar ist und nur das etwas wert ist, was sich gegenrechnen lässt. Bedauerlich ist auch der Verlust an Musse, die Studierenden ermöglicht, Interessen zu verfolgen, ohne auf Punkte zu schauen. Das Positive an der Reform ist dagegen, dass uns die Konzeption der Studiengänge unter Zugzwang gesetzt hat. Bologna fordert, dass die Studierenden einschätzen können, was auf sie zukommt. Wir haben also ein Studienprogramm mit klarem Leistungs- und Anforderungsprofil geschaffen, das uns jetzt sehr nützt.

Die Reform bringt den kleinen Fächern unter dem Strich also Vorteile?

Malinar: Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich habe längere Zeit in England gelehrt. Von dort aus betrachtet hat Bologna in Kontinentaleuropa noch nicht einmal richtig begonnen. Wir können das Gesamtsystem noch gar nicht richtig beurteilen, weil es an unserer Fakultät noch keine Absolventen gibt, die es bis zum Doktorat vollständig durchlaufen haben. Beurteilen können wir erst den BA. Sorgen bereitet mir aber vor allem der MA. Ich frage mich, ob wir künftig noch in der Lage sein werden, wissenschaftlichen Nachwuchs heranzuziehen. Dies erfordert nämlich, dass wir im MA ein konzentriertes, anspruchsvolles Programm für fachlich qualifizierte Studierende anbieten können, die Interesse daran haben, zügig in die Doktoratsstufe überführt zu werden.

Sarasin: Das heisst, dass sich MA und BA klar unterscheiden müssen. Ein MA darf kein Gemischtwarenladen sein ...

Malinar: ... sonst verkommt er zur Stillstandsstufe. Die Frage ist, ob wir die Ressourcen für die Durchführung eines Masterprogramms auch dann noch bekommen, wenn wir nur eine kleine Zahl von Masterstudierenden haben, so wie in England, wo die meisten Studierenden die Universität nach dem BA verlassen.

Geht die Entwicklung in der Schweiz auch in diese Richtung?

Sarasin: Ich hoffe nicht. In Deutschland etwa ist der Zugang zum MA-Studium limitiert, nur besonders gute BA-Absolventen werden zugelassen, weshalb die Studierendenzahl zwischen BA und MA dramatisch abnimmt. Das ist gewollt. Nicht so an Schweizer Universitäten. Hier qualifiziert ein BA zum MA-Übertritt. An der UZH ist der Norm-Abschluss der Master, und ich bin dafür, dass dies so bleibt.

«Problematisch finde ich die Rhetorik der Ökonomisierung.»

Angelika Malinar

Dann gäbe es keinen Grund, den Bachelor mit Pflichtstoff zu überfrachten – wie dies in vielen Fächern geschehen ist.

Sarasin: Nun ja, in manchen überlaufenen Fächern steckte man die Anforderungen im Bachelor hoch, um die Leute rausprüfen zu können und so die Masterstufe vom Ansturm zu entlasten.

Bei den Historikern auch?

Sarasin: Nein, hier ist es genau umgekehrt. Die Studierenden beklagten sich, dass bei uns in den ersten drei Semestern zu wenig verlangt wird, daher ziehen wir die Schraube jetzt etwas an. Wir haben aber ein anderes Problem, nämlich den Konkurrenzdruck zu Fächern, die mehr objektivierbares Wissen vermitteln und daher auf formalere Weise

prüfen, als wir das tun. Bei uns wird der Leistungsausweis häufig in Seminararbeiten erbracht, weniger durch Abfragen von Faktenwissen. Das Ergebnis ist, dass Studierende die Seminararbeit in Geschichte zugunsten der dringlicheren Prüfungsvorbereitung in anderen Fächern – beispielsweise der Psychologie – zurückstellen.

Bewirkt das eine Art Aufrüstungsspirale im Prüfen von harten Fakten?
Sarasin: Ja, und es führt zu Ungleichgewichten zwischen den Fächern.

Wie steht es mit dem Prüfungsdruck in der Indologie?

«Leider kochen die meisten Institute ihre eigene Suppe.» Philipp Sarasin (54), Professor für Neuere Allgemeine Geschichte.

Malinar: Dazu muss ich sagen, dass vor Bologna in der Indologie die Auswahlkriterien härter waren als heute, weil man sich als reines Forschungsfach verstand. Man ging davon aus, dass sowieso nur die Besten und Engagiertesten eine Chance auf eine Forschungslaufbahn haben würden. Daher war häufig das Ziel, die Zahl der Studierenden am Anfang zu reduzieren. Heute versuchen wir eher, die Studierenden, die einmal bei uns angefangen haben, zu halten.

Eine derzeit kontrovers diskutierte Frage in der Philosophischen Fakultät ist, wie die Gewichte zwischen Haupt- und Nebenfach verteilt werden sollen – und ob es künftig nur noch ein Nebenfach geben soll.
Sarasin: Die grossen und die kleinen Fächer sind hier geteilter Ansicht. Bisher machte das Hauptfach meist die Hälfte des Gesamtaufwandes für den Bachelor aus, also 90 von 180 ECTS-Punkten. Grosse, komplexe Fächer wie Geschichte oder Germanistik bräuchten im BA aber meiner Meinung nach einen Umfang von 120 Punkten, um den Studierenden die Grundlagen des (Haupt-)Fachs beizubringen. Ein grosses Nebenfach verlangt 60 Punkte – weniger ist definitiv nicht sinnvoll –, ergo hat es im BA keinen Platz mehr für ein zweites Nebenfach mit 30 Punkten. Für mich wäre ein Dualsystem mit einem Hauptfach (120 Punkte) und einem Nebenfach (60 Punkte) das Klügste.

Das entspricht der Empfehlung, die externe Peers für die Philosophische Fakultät abgegeben haben.
Sarasin: Die Peers haben zu Recht das komplizierte Gemisch aus Dreifächer- und Zweifächersystemen an unserer Fakultät kritisiert.

Malinar: Einspruch! Das zweite Nebenfach ist eine wertvolle Zusatzqualifikation, die man als Option beibehalten sollte. Als kleines Fach rekrutiert die Indologie spätere Hauptfachstudierende häufig unter jenen, die das Fach zunächst als zweites Nebenfach zu studieren begonnen haben.

Sarasin: Für diese Optik der kleinen Fächer habe ich Verständnis. Trotzdem: Der Regelwirrwarr, den wir haben, verursacht viel Ärger. Hat man zum Beispiel einen 90er-BA und kommt an eine andere Universität, deren MA-Programm im selben Fach einen 120er-BA verlangt, muss man 30 Punkte nachstudieren. Das ist ein echtes Problem.

Zeichnet sich in der Fakultät eine Lösung ab?
Sarasin: Wenn ich es recht sehe, geht der sich abzeichnende Kompromiss dahin, im MA ein reines Dualsystem einzuführen, im BA aber um der Fächervielfalt willen das Nebeneinander von Zwei- und Dreifächerstruktur prinzipiell beizubehalten.

Malinar: Ich favorisiere die offene Lösung. Im BA sollten die Dualkombination 120/60 und 150/30 als auch die Dreifachkombination 120/30/30 möglich sein. Ebenso im MA. Im europäischen Kontext steht die UZH mit ihrer Fächervielfalt in der Philosophischen Fakultät einzigartig da und ist deshalb attraktiv. Für wen ist denn die Dreifächerstruktur ein Problem? Gewiss nicht für die Studierenden – sie fordern ja möglichst viele Wahlmöglichkeiten.

Sarasin: Es gibt gute Argumente für ein striktes Dualsystem: Erstens reicht ein 30-Punkte-Nebenfach oft nicht für den Übertritt an eine andere Universität. Zweitens ist ein klares Dualsystem viel einfacher zu verwalten. Und drittens bin ich überzeugt, dass ein 30-Punkte-Nebenfach inhaltlich nur einen sehr schmalen Ertrag bringt. Für ein gymnasiales Lehramt reicht es beispielsweise nicht. Aber wie gesagt, die Stimmung in der Fakultät tendiert zu einer Beibehaltung der Dreifächerkombination. Ich kann damit leben.

Wir haben bisher nur von fakultätsinterner Koordination gesprochen. Um die Studierendenmobilität zu erleichtern, müssten sich die Fächer auch auf nationaler und internationaler Ebene absprechen.
Sarasin: Theoretisch schon. Leider aber kochen die meisten Institute ihre eigene Suppe. Die historischen Seminare in Basel, Bern und Zürich haben sich noch nie an einen Tisch gesetzt, um zum Beispiel die Frage zu diskutieren, mit wie vielen Punkten eine Seminararbeit bewertet werden soll.

Malinar: Fach-Agreements scheitern an den Idiosynkrasien der Universitäten, das ist auch meine Erfahrung in Deutschland, obwohl die indologischen Institute versucht haben, sich zu verständigen.

Da ist gar nichts zu machen?
Malinar: Das Paradoxe an Bologna ist, dass die Einführung des Punktesystems Bestrebungen zur Harmonisierung der Studienprogramme nicht erleichtert, sondern erschwert hat. Die Bemühungen um Transparenz hatten zur Folge, dass nun erst richtig sichtbar wurde, wie gross die Unterschiede sind.

Sarasin: Dazu kommt, dass die ECTS-Punkte nur scheinbar eine Einheitswährung sind. In Wirklichkeit hat jede kleine Stadtrepublik – sprich Universität – ihre eigene Punktewährung, die dummerweise schon in der Nachbarstadt ungültig ist. Da bleibt nichts anderes als Einzelfallprüfungen. Man beisst auf jede Münze, um herauszufinden, ob Silber drin ist. Es fehlt die Zentralbank, die bestimmt, wofür es wie viele Punkte gibt. Die Schweizer Hochschulrektorenkonferenz (CRUS) hat es versäumt, verbindliche Vorgaben zu machen, wie viele Punkte zum Beispiel ein Hauptfach, ein Nebenfach, ein Seminar und eine Vorlesung erfordern.

Malinar: Man hat sehr viel formalisiert und quantifiziert, es dann aber den Universitäten freigestellt, Abschlüsse anzuerkennen oder nicht. Studierende weisen nun Punkte vor, aber ob sie anerkannt werden, ist eine andere Frage.

Sarasin: Was Not täte, wäre eine Art Schengen-Abkommen für Bologna-Punkte. Wenn man etwa in Leyden studiert hat, dann braucht es keine Einzelfallprüfung mehr, wie das heute gang und gäbe ist. Ein BA in Geisteswissenschaften in Leyden berechtigt zum MA-Studium in Zürich. Leyden hat geprüft, oder Heidelberg, oder Oxford – und Zürich akzeptiert, und umgekehrt. So sollte es sein. Wir verdampfen heute wahnsinnig viel Energie mit Einzelfallprüfungen. Für ein einfaches Dossier 45 Minuten. Und dann dauert es meist auch noch Monate, bis die entsprechenden Studierenden überhaupt Bescheid bekommen. So geht es wirklich nicht.

Haben Sie keine Bedenken, dass ohne Einzelfallprüfungen Schweizer Universitäten von Mobilitätsstudierenden überschwemmt werden, die hiesige Standards nicht erfüllen?
Malinar: Entweder gilt: BA ist BA und berechtig in ganz Europa zu einem entsprechenden Master, oder man überlässt die Zulassungsprüfungen den einzelnen Studiengängen. Es darf aber nicht sein, dass mir vorgeschrieben wird, wen ich als Studentin oder Student akzeptieren soll und wen nicht. Wenn ich überzeugt bin, dass jemand mit einem MA-Abschluss die Voraussetzungen für eine Promotion erfüllt, sollte mir die Entscheidung überlassen bleiben.

«Was Not täte, wäre eine Art Schengen-Abkommen für Bologna-Punkte.»

Philipp Sarasin

Sarasin: Ich sehe das ähnlich. Die UZH ist international bekannt dafür, dass sie viele Nachqualifikationen für den Master verlangt. Das muss nicht sein. Ich plädiere für grösstmögliche Flexibilität. Will jemand aus den USA an der UZH zum Beispiel im Fach Anglistik eine Dissertation schreiben, der kein Latein kann, obwohl wir das hier vorschreiben, sollte man ihn zulassen. Ein BA-Abschluss an einer, wenn man so will, «satisfaktionsfähigen» europäischen Universität sollte zum Übertritt in die entsprechende Masterstufe an eine andere Universität befähigen. Wenn es sein muss, kann man ja immer noch eine graue Liste «zweifelhafter Universitäten» erstellen, die eine Einzelfallprüfung erfordern.

Reform der Reform

Die Philosophische Fakultät hat eine Reform der Studienreform eingeleitet. Sie hat sich im Wesentlichen folgende Ziele gesetzt: geringere Prüfungsbelastung, Vereinfachung der Studienarchitektur, verbesserte Kompatibilität der Abschlüsse im schweizerischen und europäischen Vergleich, Festlegung von Brückenregelungen im Übergang vom Bachelor (BA) zum Master (MA).

Im Fokus

«Wir sind keine Lernmaschinen»

Der 27. Oktober war der Tag der Lehre an der Universität. Ein ganzer Tag, um Wünsche zum Studium und neue Ideen zur Lehre zu diskutieren. Zwölf UZH-Angehörige setzen dieses Gespräch hier fort.

David Werner

Was beschäftigt den Assistenzarzt, was die Romanistik-Dozentin? Worauf kommt es dem Biologie-Studenten im Studium an? Angeregt vom Tag der Lehre haben eine Reihe Studierender und einige Lehrende fürs Journal ihre Gedanken festgehalten. Vom Glück gemeinschaftlicher Aha-Erlebnisse ist die Rede, von Knacknüssen beim Notengeben und von der Kunst, Freiräume im Studium zu nutzen.

Die Beiträge spiegeln die thematische Breite des Tages der Lehre. Die Institute für Informatik und Erziehungswissenschaft, das Romanische, das Deutsche, das Englische, das Ostasiatische und das Religionswissenschaftliche Seminar, das Soziologische, das Psychologische und das Kunsthistorische Institut sowie die Rechtswissenschaftliche Fakultät luden zu Foren und Workshops. Das Kinderspital vergab einen Lehrpreis, und im Lichthof wurden Doktoratsprogramme vorgestellt. Auch die Career Services, die Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik und die Multimedia und E-Learning-Services zeigten Präsenz.

Der Tag begann mit einem leidenschaftlichen Appell der Anglistik-Professorin Elisabeth Bronfen, Ansprüche an die universitäre Lehre ja nicht zu tief zu hängen: Studieren bedeute, sich neue Sichtweisen und Haltungen zu erschliessen, bedeute also nichts Geringeres, als «das eigene Leben zu verändern».

Der Tag endete mit einem pointiert formulierten Denkanstoss am Schlusspodium in der Aula: Die Münchner Didaktik-Expertin Gabi Reimann nahm sich in ihrem Gastreferat kritisch das etablierte Lehrkonzept der «Studierendenorientierung» vor. Dieser Begriff betone, sagte sie, zu sehr den Gegensatz zwischen Studierenden und Dozierenden, und zu wenig deren gemeinsames Anliegen – die Bildung. Als neuen Leitbegriff schlug Reimann daher «Bildungsorientierung» vor.

Prorektor GSW Otfried Jarren ist überzeugt, dass der Tag der Lehre dazu beiträgt, den Austausch zwischen Studierenden und Dozierenden in den Institutskulturen zu verankern. Obwohl einige der Einzelveranstaltungen unerwartet schwach besucht waren, soll nächstes Jahr wieder ein Tag der Lehre stattfinden (am 26. Oktober 2011). «Er ist ein Mittel, die Aufmerksamkeit für die Lehre zu schärfen und ihren Stellenwert sichtbar zu machen», sagt Jarren.

Video-Aufzeichnung der Abschlussveranstaltung:
www.lehre.uzh.ch/tagderlehre2010/abschlussveranstaltung.html

«Dozierende sollten Persönlichkeitsbildung selbst verkörpern.» Fabian Schwitter.

Gefragt ist mehr Persönlichkeitsbildung

«Die Abwesenheit der Studierenden am Schlusspodium zum Tag der Lehre war beschämend. Kaum mehr als eine Handvoll Studierende verloren sich unter den Veranstaltungsbesuchern in der Aula. Wo Studierende sich nicht bemüssigt fühlen, mitzudiskutieren, wenn es um ihre Kernanliegen geht, wirken Studierendenproteste lächerlich.

Lehre ist kein Abstraktum. Lehre geschieht überall dort, wo Dozierende und Studierende im Hörsaal oder Seminarraum aufeinandertreffen. Der Erfolg einer Lehrveranstaltung hängt nur zu einem kleinen Teil von Reglementen und Verordnungen ab. Hören wird also auf, uns aufgrund struktureller Zwänge selbst zu bemitleiden.

Dozierende müssen vorgängig festlegen und bekanntmachen, worauf es ihnen bei einer Lehrveranstaltung ankommt, damit diese nicht in die Beliebigkeit abgleitet. Lehrveranstaltungen können schliesslich ganz verschiedene Zwecke erfüllen. Einmal liegt der Schwerpunkt auf der Förderung des Argumentationsgeschicks, einmal auf Methodik und einmal auf der Selbstlernkompetenz. Umgekehrt haben wir Studierende uns Klarheit darüber zu verschaffen, was wir in und von Lehrveranstaltungen wollen.

Studierende sollten sich nicht als blosse Lernmaschinen gerieren, sondern ihr Studium aktiv gestalten. Dass Studienanfänger dazu weniger in der Lage sind als fortgeschrittene Studierende, liegt auf der Hand. Umso entscheidender ist es, dass Dozierende und höhersemestrige Studierende vorleben, was eine gelungene Lehrsituation ist. Bildung im Sinne von Persönlichkeitsbildung, nicht im Sinne von blosser Ausbildung, kann nur gelingen, wenn Vorbilder sie vorleben und verkörpern.

Persönlichkeitsbildung impliziert eine Vielzahl von Fähigkeiten und Kenntnissen: Sprach- und Selbstlernkompetenz, Allgemeinbildung, Argumentationsgeschick. Sie ist die Voraussetzung für verantwortungsbewusstes Handeln im akademischen und gesellschaftlichen Raum. Persönlichkeitsbildung ist das, was eine geisteswissenschaftlich geschulte Person im Berufsleben in die Waagschale werfen kann. Wir brauchen Dozierende, die Persönlichkeitsbildung selbst verkörpern – und damit zeigen, dass es sich lohnt, sie zu erlangen.

Die Rede von der «Employablity» finde ich dagegen für die Geisteswissenschaften kaum relevant. Ein Medizinstudent wird mit einiger Wahrscheinlichkeit Arzt. Hingegen gab es wohl noch nie einen Philosophiestudenten, der später in der Privatwirtschaft eine Stelle als «Philosoph» gefunden hätte. Geisteswissenschaftliche Studiengänge dienen nicht direkt der Berufsausbildung. Stellt daher, liebe Dozierende und Studierende, die Persönlichkeitsbildung wieder vermehrt in den Vordergrund!»

Fabian Schwitter,
Philosophie-Student im 11. Semester

Zur Kunst des richtigen Benotens

« Es ist gut, dass der Lehre an den Universitäten Aufmerksamkeit geschenkt wird, und noch besser, dass die Dozierenden Gelegenheit erhalten, ihre Lehrtätigkeit zu reflektieren und neue Aufgaben zu erfüllen lernen. Zu den aktuellen Herausforderungen gehört die Leistungsüberprüfung, die seit der Bologna-Reform auch jede Vorlesung begleitet.

Wirklich vorbereitet auf diese Situation war ich nicht, als ich zum ersten Mal die Leistung von über dreissig Studierenden zu beurteilen hatte. Wenig hilfreich war zudem die Freiheit, die ich anscheinend bei der Wahl des Leistungsnachweises hatte, denn ich überblickte das Möglichkeitsspektrum noch nicht. Mein damaliger Entschluss, die Studierenden mündlich zu prüfen, erwies sich zwar als angemessen und sinnvoll, doch den Zeitaufwand hatte ich klar unterschätzt.

Umso neugieriger war ich auf den Workshop «Effizientes Korrigieren», der uns am Tag der Lehre angeboten wurde. Dass die Leiterin der Veranstaltung, Frau Kathrin Futter, diese unter den Titel «Gestaltung von Leistungsnachweisen und deren Korrektur» stellte, erlaubte es, aufzuzeigen, welchen Anforderungen die Leistungsüberprüfung zu genügen hat. Effizienz allein sollte die Wahl der Form natürlich nicht bestimmen.

Der Workshop zeigte mir, dass ich mir die Frage nach der Gestaltung von Leistungsnachweisen früh stellen muss, um meine Vorlesung darauf hinzuplanen und durchzuführen. Deutlicher werde ich in Zukunft kommunizieren, welche Fähigkeiten ich überprüfen möchte und welche Kriterien meiner Beurteilung zugrunde liegen. Der Austausch machte mir bewusst, dass Transparenz auch innerhalb eines Institutes wünschenswert ist, um eine gewisse «unité de doctrine» zu schaffen.

Entlastend war für mich, zu erfahren, dass andere mit ähnlichen Schwierigkeiten konfrontiert sind und es nie gelingen wird, eindeutig festzulegen, wann etwa eine literarische Analyse treffend, kohärent und genügend vertieft ist. Je differenzierter die Benotung, desto grösser die Herausforderung einer gerechten, nachvollziehbaren Leistungsbeurteilung.

Wichtig war für mich auch, zu hören, dass es keine fertigen Rezepte gibt. So werde ich immer wieder kreative Einfälle brauchen und mir die Flexibilität bewahren müssen, um angemessen zu reagieren. Denn erst zu Beginn des Semesters erfahre ich definitiv, wie viele Studierende eingeschrieben sind, wie sich die Hörerschaft zusammensetzt, auf welche Vorkenntnisse ich zurückgreifen kann und ob ich auf Unterstützung bei der Korrektur zählen darf. Zukünftig werde ich mir aber die Stärken und Schwächen, Gefahren und Chancen der verschiedenen Formen von Leistungsnachweisen genauer vor Augen halten, bevor ich mich für eine davon entscheide.»

Christina Vogel ist Titularprofessorin für französische und rumänische Literaturwissenschaft

«Es gibt keine fertigen Rezepte.» Christina Vogel.

Für Raphaela Meli ist die Planbarkeit des Studiums wichtig.

Studieren und Geld verdienen

« Am Tag der Lehre wurde am Religionswissenschaftlichen Seminar ein Plenum veranstaltet, bei dem Studierende Kritik und Anregungen zu den BA- und MA-Studiengängen äussern konnten. Kritisiert wurde etwa das unstimmige Verhältnis von Arbeitsaufwand und Bepunktung in einzelnen Lehrveranstaltungen. Ausserdem wünschten sich die Studierenden von den Dozierenden präzisere Rückmeldungen auf Leistungsnachweise.

Im Allgemeinen aber wurde die Einführung des Bologna-Systems am Religionswissenschaftlichen Seminar als zufriedenstellend eingestuft, und auch ich selbst betrachte mich als eine weitgehend zufriedene Studentin. Da ich mein Studium selbst finanziere und das Lernen und das Geldverdienen zeitlich unter einen Hut bringen muss, leide ich manchmal unter der Vielzahl an Fristen, verpflichtenden Modulen und Leistungsnachweisen. Umgekehrt erlauben es mir aber gerade diese klaren Strukturen, mein Studium auf längere Sicht zu planen.

Zum Punktesystem stellt sich mir die grundsätzliche Frage, ob man in einem geistes- und sozialwissenschaftlichen Studium Leistungen mittels Zahlen wirklich angemessen vergleichen kann. Wegen des immerwährenden Zeitdrucks verleitet das System manchmal dazu, inhaltliche Erwägungen hintanzustellen und Veranstaltungen zu wählen, in denen für vergleichsmässig wenig Aufwand viele Punkte zu holen sind. Mir vor Augen führend, dass ich aus Leidenschaft und nicht aus karrieretechnischen Gründen studiere, versuche ich jedoch, meinen Fokus nicht zu sehr auf die Punkte zu richten, sondern auf das Wesentliche – den Inhalt.»

Raphaela Meli, Studentin der Religionswissenschaften im 7. Semester

Simone Ursprung findet digitalisierte Vorlesungen praktisch.

Podcasts & Co.

« Wo sind die Studierenden? Trotz Staraufgebot an Professoren fanden nur wenige den Weg ins Hauptgebäude. In der Podiumsdiskussion, welche ich besuchte, ging es um digitale Medien, um Chancen und Risiken von Podcasts & Co in der Lehre. Eigentlich ein Thema, welches uns direkt betrifft. In letzter Zeit zeichnen immer mehr Rechtsprofessoren ihre Vorlesungen auf und bieten die Podcasts zum Download an. Der Vorteil: Ich kann mich zuhause, ganz gemütlich mit einer Tasse Tee im bequemen Sessel, zum Thema Obligationenrecht weiterbilden. Der Zeitpunkt dafür ist frei wählbar, und die Sorgen um einen Platz im überfüllten Hörsaal sind damit passé.

Doch nicht alle Professoren sind mit dieser neuerlichen Entwicklung so zufrieden, wie ein Statement eines abwesenden Fakultätsmitgliedes zeigte: Er fände Podcasts hinsichtlich Lehrfreiheit etwas Schlechtes; nicht jedes seiner Wort solle aufgezeichnet und überwacht werden. Dem wurde in der Diskussion entgegnet: Man müsse sich dann halt mehr zurückhalten mit politischen Aussagen oder faulen Sprüchen über andere Professoren oder Unternehmen.

Tatsächlich höre ich ab und zu politische Statements in den Vorlesungen; vor allem im öffentlichen Recht wird häufig über aktuelle Abstimmungen diskutiert. Ob es einen Unterschied macht, ob jemand seine Meinung vor 200 Hörern kundtut oder eine Aufnahme davon einer begrenzten Anzahl von Studenten über das Internet zugänglich macht, ist jedoch fraglich. Zur Not kann man eine heikle Stelle auch herausschneiden. Ausserdem gehört es meiner Meinung nach zu den Pflichten eines Professors, seine Vorlesungen stets inhaltlich korrekt zu halten.

Gerade im Hinblick darauf, dass die Universität jetzt schon Security-Leute anstellen muss, um in komplett überfüllten Vorlesungen für Ordnung zu sorgen, sollten die Dozierenden offener für digitale Lösungen werden. Das Problem: Nur in den grösseren Hörsälen ist zurzeit die Infrastruktur für die Podcast-Aufzeichnung vorhanden. Wenn aber ein Professor Podcasts macht, wird seine Vorlesung weniger besucht – und die grossen Hörsäle sind nur noch halbvoll. Hier sind in Zukunft dringend Lösungen gefragt, wenn die Universität in Sache Lehre und Technik am Ball bleiben will.»

Simone Ursprung, Jus-Studentin im 7. Semester

Dominique Stehli fordert Transparenz bei Leistungsnachweisen.

Mehr über Forschung erfahren

« In Gruppengesprächen zwischen Studierenden und Dozierenden am Englischen Seminar wurde am Tag der Lehre viel über das Verhältnis von Forschung und Lehre diskutiert. Eine Umfrage zeigt, dass die Studierenden ein grosses Interesse daran haben, mehr über die Forschung der Dozierenden zu erfahren. Daher soll im Masterstudium künftig forschungsnäher unterrichtet werden.

Ein weiteres Thema waren die Leistungsnachweise. Studierende wünschten sich hier mehr Transparenz. Auch ich finde, dass schon vor Semesterbeginn, oder zumindest in der ersten Semesterwoche, klar definiert werden sollte, welche Leistungsnachweise bis wann in welchem Umfang erbracht werden müssen. Es darf nicht vorkommen, dass die Studierenden in der siebten Semesterwoche eine E-Mail von einem Dozierenden erhalten und darin informiert werden, dass sie neben einem Referat nun auch noch eine Arbeit schreiben müssen.

Die Transparenz wird meiner Meinung nach auch dadurch vermindert, dass die Leistungsnachweise teilweise aus vier oder mehr Teilleistungen bestehen. Manchmal ist in einem einzigen Seminar ein Sitzungsprotokoll, ein Thesenpapier, ein Referat und eine Arbeit gefordert. In solchen Situationen ist für mich oft nicht mehr klar ersichtlich, welcher Leistungsnachweis zu welchen Teilen für die Endnote zählt. Es würde mehr Sinn machen, stattdessen eine etwas längere Arbeit zu schreiben.

In Seminaren mit 36 Teilnehmenden finde ich es ferner nicht gut, wenn jeder einzelne ein Referat halten muss. Sonst besteht das Seminar zu zwei Dritteln nur noch aus Referaten und das Interesse der Teilnehmenden sinkt, da sie nur passiv dasitzen. Referate sollten vor allem dazu dienen, Inputs für die anschliessende Diskussion zu liefern.»

Dominique Stehli, Anglistikstudent im 9. Semester und Vorstand des Fachvereins Anglistik

Doris Hysek fragt sich, was nach dem Studienabschluss kommt.

Ungewisse Berufsaussichten

« Auch am Ostasiatischen Seminar fand am Tag der Lehre eine Diskussionsveranstaltung mit Studierenden, wissenschaftlichem Personal und Dozierenden statt. Da ich mein Studium bald abschliesse, war für mich die zu Beginn gestellte Frage von Professor Christian Steineck an die Studierenden, was sie denn später mit dem erworbenen Wissen machen wollen, besonders spannend. Antworten gab es darauf allerdings kaum. Auch für mich ist der Berufseinstieg eine grosse Hürde: Durch die Breite des Studiums scheint alles möglich, aber fast niemand sucht tatsächlich nach ausgebildeten Japanologen. Es wird in vielen Fällen wohl auf einen Quereinstieg in einem Fachgebiet hinauslaufen, das wenig mit Japanologie zu tun hat.

Vor dem Berufseinstieg gilt es aber, die Studienzeit zu geniessen und zu nutzen: «Lesen Sie lieber einmal ein Buch mehr als nötig, später werden Sie dafür keine Zeit mehr haben», empfahl Professor Steineck im Schlusswort. An spannenden Themen ist in der Japanologie in der Tat kein Mangel, denn wer sich für Japanologie entscheidet, entscheidet sich nicht nur für ein Studium, sondern auch für ein Land. Dafür sorgt die komplementäre Ausrichtung der zwei Japanologie-Lehrstühle: Der Fokus des einen Lehrstuhls liegt auf Philologie und Kulturwissenschaft, der des anderen auf sozialwissenschaftlicher Forschung. Dieser breite Rahmen ermöglicht am Ostasiatischen Seminar eine Beschäftigung sowohl mit Sprache als auch mit Politik, Wirtschaft, Literatur oder Gesellschaft. Für mich ist diese Interdisziplinarität eine der Stärken der Zürcher Japanologie.

Der Meinungsaustausch am Tag der Lehre war eine Bereicherung, auch wenn die Fragen der Studierenden vor allem Detailaspekte einzelner Lehrelemente oder Module betrafen. Im Nachhinein betrachtet habe ich in der Diskussion aber Fragen vermisst, die über die Lehre am Institut hinausgehen – beispielsweise zur Positionierung des Ostasiatischen Seminars im europäischen Kontext. Für die Suche nach Betätigungsfeldern für die Zeit nach dem Studium wäre das meines Erachtens hilfreich gewesen. Die gefühlte Isolation beim Abschluss eines Orchideenfachs hätte sich dadurch vielleicht etwas verringert.»

Doris Hysek, Japanologie-Studentin im 14. Semester

Für Csongor Deak zählen gemeinschaftliche Aha-Erlebnisse.

Glücksgefühle

« Entgegen landläufiger Vorstellungen spuckt die Universität keine fixfertigen Ärzte und Ärztinnen aus. Sechs Jahre Medizinstudium vermitteln nur die fachlichen Grundlagen. Als frisch diplomierter Assistenzarzt sah ich mich täglich mit neuen Situationen konfrontiert, für die mir das Studium keine Instant-Lösungen mitgegeben hat. Nach den Trockenübungen musste ich schwimmen lernen. Konkret stellten sich mir Fragen wie: «Der Patient hat Schmerzen, was mache ich jetzt?» – «Wie übermittle ich eine folgenschwere Diagnose?» – «Bis wohin soll ich selber entscheiden, wann muss ich die Verantwortung meinem Oberarzt weiterreichen?»

Für Assistenzärztinnen und -ärzte bestehen zwei Formen von Lehre: Zum einen gibt es die strukturierte Fort- und Weiterbildung in Form von fachspezifischen Vorträgen. Zum andern findet Lehre tagtäglich während der klinischen Arbeit statt: bei der Visite, am Krankenbett, am Rapport oder im Büro. Hierbei handelt es sich weniger um die Vermittlung von akademisch aufbereitetem Wissen als um das Weitergeben und Überprüfen praktischer Fertigkeiten.

Die besten Lehrmeister sind für mich Ärztinnen und Ärzte, welche spürbar Freude daran haben, Aha-Erlebnisse zu teilen. Das Glücksgefühl und die Dankbarkeit, gemeinsam etwas begriffen zu haben, stärkt nicht zuletzt auch den Zusammenhalt im Team.

In einigen Abteilungen des Kinderspitals ist die praktische Lehre, das sogenannte Bedside Teaching, fixer Bestandteil des Wochenprogramms. Ausserhalb dieser Termine dürfte Bedside Teaching ruhig noch häufiger stattfinden.

Um ein Zeichen für den Stellenwert der Teaching-Kultur im Klinikalltag zu setzen, wurde am Kinderspital am Tag der Lehre ein Preis für das beste Bedside Teaching vergeben. Die Assistierenden bestimmten in geheimer Wahl die Oberärztin Christa Relly zur Preisträgerin.»

Csongor Deak, Assistenzarzt am Kinderspital

Myriam Depping befindet sich als Assistentin in einer Doppelrolle.

Programme mitgestalten

« Am Tag der Lehre nahm ich an der Veranstaltung «Karriereplanung – Nach dem Doktorat» am Psychologischen Institut teil. Irgendwann ist sie schliesslich vorbei, die Doktoratszeit. Die Veranstaltung war für mich sehr hilfreich, da man das Dienstleistungsangebot der Career Services kennenlernen konnte.

Zudem wurde mir am Tag der Lehre stärker als zuvor bewusst, dass ich mich als Assistentin in einer Doppelrolle bezüglich der Lehre befinde: Ich bin sowohl Lernende als auch Lehrende. Denn Doktorandin zu sein, heisst heute, auch nach dem abgeschlossenen Fachstudium weiter an Seminaren teilzunehmen und Kreditpunkte zu sammeln.

Anlässlich des Tages der Lehre habe ich mich gefragt, wie eine Doktoratsstufe gestaltet werden kann, die den Bedürfnissen von Doktorierenden entspricht. Am wichtigsten erscheint mir dabei die Freiheit und Möglichkeit zur Mitgestaltung auf Seiten der Doktorierenden.

Am Psychologischen Institut ist der Dialog zwischen Dozierenden und Studierenden im Doktoratsprogramm zum Glück nicht nur auf den Tag der Lehre beschränkt. So haben wir Doktorierende hier beispielsweise die Möglichkeit, die Kurse vorzuschlagen, die wir tatsächlich brauchen. Ich wünsche mir sehr, dass das Doktoratsstudium in Zukunft weiterhin auf die individuellen Interessen und Bedürfnisse von Doktorierenden zugeschnittenen sein wird. Durch Mitgestaltung und Wahlfreiheit.»

Myriam Depping, Assistentin am Psychologischen Institut

Therese Ritter findet die Kritik am Bologna-System überzogen.

Freiräume sind vorhanden

« Mit grosser Neugier sah ich der Diskussionsveranstaltung am Institut für Erziehungswissenschaften entgegen – und wurde nicht enttäuscht. Zuerst kamen die

Dieser Tag wird Wirkung entfalten

« War der Tag der Lehre ein Erfolg? Vergleiche ich den Tag der Lehre mit seiner beliebten grossen Schwester «Nacht der Forschung», ist mir schon bewusst, dass die öffentliche Sichtbarkeit nicht annähernd dieselbe ist. Nur wenige Studierende haben sich am Tag der Lehre beteiligt, und auch die Zahl der anwesenden Vertreter aus dem Mittelbau und der Professorenschaft blieb überschaubar. Trotzdem weiss ich: Das Konzept des Tages der Lehre ist gut. Der Tag der Lehre hat das Potenzial, eine Wirkung auf den Lehralltag der Studierenden und Dozierenden zu entfalten.

An spannenden und aktuellen Themen in der Lehre besteht kein Mangel – das haben die vielen verschiedenen Veranstaltungen am Tag der Lehre gezeigt. Der mediale Aspekt der Lehre etwa kam im Workshop des Insituts für Informatik zur Anschauung – anhand der komplett digitalisierten Fernvorlesung «ShanghAI Lectures». In der Veranstaltung der Career Services wiederum wurde über Sinn und Unsinn einer gezielten Vorbereitung der Studierenden auf den Arbeitsmarkt diskutiert.

Dass in vielen Belangen der Lehre Diskussions- und Klärungsbedarf besteht, merkte man an den Fragen, die gestellt wurden. Zum Beispiel, wie mit Vorlesungs-Podcasts umzugehen sei, oder wie ein allgemeingültiges Leitbild für die Gestaltung von Studiengängen aussehen könnte.

Ich wage die Prognose, dass das Thema Lehre in den nächsten Jahren noch an Brisanz gewinnen wird: Viele Studiengänge an der Universität weisen noch Mängel auf; die Zeit ist nun reif, dass die Fakultäten, Institute, Professorinnen und Professoren sich nicht mehr nur um die effiziente Umsetzung der Bologna-Rahmenbedingungen kümmern, sondern sich um didaktisch und inhaltlich reflektierte Lösungen bemühen.

Und meine persönlichen Wünsche hinsichtlich der Lehre? Ich stehe am Ende meines Studiums. Es hat mir viel Freude gemacht. Verbesserungsmöglichkeiten fallen mir trotzdem ein: In den ersten zwei Studienjahren zum Beispiel musste ich nie ein Buch aufschlagen oder eine Publikation konsultieren, um die Multiple-Choice-Prüfungen zu bestehen. Das weist auf Schwachstellen bei der Konzeption von Leistungsnachweisen.

Eines meiner grossen Anliegen ist, dass mehr Wahl- und Vertiefungsmöglichkeiten in den ersten Jahren des Studiums geschaffen werden. Und ganz wichtig: Es braucht noch mehr und noch bessere Informationen für die Studierenden – in fast allen Fächern. Gute Information hat nichts mit der Verschulung zu tun, im Gegenteil: Nur wenn Studierende genau über Wahlmöglichkeiten und Freiräume, über Mobilitätsfenster und interdisziplinäre Angebote in ihrem Studiengang informiert werden, können sie diese auch nutzen, um ihr Studium individuell zu gestalten.

Schliesslich bin ich für einen intensiven Dialog zwischen Dozierenden und Studierenden. Der Tag der Lehre bietet dazu eine wunderbare Möglichkeit. Noch haben es die wenigsten gemerkt. Aber das wird sich ändern – davon bin ich überzeugt.»

Martin Wasmer, Biologie-Student im 10. Semester und Vertreter des Studierendenrates in der Lehrkommission der UZH

Bilder Frank Brüderli

«Die Zeit ist reif für didaktisch und inhaltlich reflektierte Lösungen.» Martin Wasmer.

Erwartungen der Dozierenden an die Studierenden zur Sprache: Das fachliche Interesse und die Fähigkeit, sich selbständig zu organisieren und zu motivieren, werde vorausgesetzt, hiess es. Die Leistungsbereitschaft der Studierenden wurde gewürdigt. Danach kamen die Studierenden an die Reihe: Sie bemängelten die zu geringe Flexibilität der Dozierenden bezüglich Leistungsnachweisen und Abgabeterminen.

Ein grosses Thema waren die Einschränkungen, die das Bologna-System in Bezug auf die individuelle inhaltliche Gestaltung des Studiums mit sich bringt. Dass viele darin ein Problem sehen, hat mich überrascht. Ich habe mich selbst nie eingeengt gefühlt. Einzig die oben genannten strikten Abgabetermine haben sich für mich als hinderlich erwiesen: Es ist schon mehrfach vorgekommen, dass ich nicht genügend Zeit hatte, mich in einer Arbeit angemessen in ein Thema zu vertiefen.

Mir persönlich kommt ansonsten das gut strukturierte Studium sehr entgegen, es erleichtert mir die Orientierung. Von der oft beschworenen Punktejagd merke ich bei meinen Mitstudierenden und mir selbst kaum etwas. Der Grossteil der Studierenden will nicht in erster Linie Punkte erwerben, sondern Wissen.

Die Kritik, die von allen Seiten am Bologna-System geübt wird, ist meiner Meinung nach überzogen. Die Institute haben, wie ich am Tag der Lehre erfuhr, Gestaltungsfreiräume bei der Umsetzung der Reform. Das Erziehungswissenschaftliche Institut hat diese Freiräume bisher nicht immer zu seinem Vorteil genutzt. Ein Ergebnis der Veranstaltung am Tag der Lehre war, dass sowohl auf Seiten der Professorinnen und Professoren als auch bei den Studierenden den Inhalten zukünftig mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird – und nicht nur den Richtlinien und Reglementen.»

Therese Ritter, Studentin der Erziehungswissenschaften im 9. Semester

Verena Ebel wünscht sich eine möglichst praxisorientierte Lehre.

Lektionen am Bettrand

« ‹Sag es mir, und ich vergesse es. Zeige es mir, und ich erinnere mich. Lass es mich tun, und ich behalte es›, heisst es bei Konfuzius. So ähnlich könnte man die Bedeutung des Bedside Teachings – des Unterrichts direkt am Krankenbett – für uns Medizinstudierende erklären. Unser Studium ist geprägt von Theorie und Lektüre. Der Sprung in die Praxis ist gross. In der Praxis muss einem das theoretisch Gelernte integral und aktiv präsent sein.

Bedside Teaching bietet uns Studierenden die Chance, das Gelernte zu überprüfen und zu vertiefen, ausserdem ist es eine wichtige Vorbereitung für die Prüfung. Dabei müssen noch nicht einmal die kompliziertesten Fälle besprochen werden. Bereits Patienten mit einfachen Krankheiten reichen, um Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden und Zusammenhänge erkennen zu lernen. Für manche Studierende ist es vielleicht nervig, von ihren Stations- oder Oberärzten mit Fragen traktiert zu werden. Ich selbst aber bin sehr dankbar dafür, wenn ein Arzt sich Zeit für uns nimmt. Denn was man in der Praxis gezeigt bekommt, bleibt besser hängen als angelesenes Wissen. Das Spektrum der Quantität und Qualität des Bedside Teachings ist sehr breit, die Intensität dieser Unterrichtsform hängt davon ab, wie motiviert die einzelnen Stationsoberärzte sind. Ich wünsche mir möglichst viele engagierte Ärzte!»

Verena Ebel, Medizin-Studentin im 12. Semester

Bologna ist nicht das Problem

« ‹Mein Professor, meine Professorin – Meine Studierenden› – so lautete das angekündigte Thema der Podiumsdiskussion am Institut für Erziehungswissenschaft. Doch unausweichlich driftete das Gespräch in Richtung Bologna-Reform und ihr Frustrationspotenzial ab. Es wurde geklagt, die Hochschulen seien zu Masseneinrichtungen geworden, Zeit zum genussvollen Studieren oder Dozieren werde zu einem unerschwinglichen Luxus, man haste nur noch von Raum zu Raum, von Gebäude zu Gebäude, von Stadtteil zu Stadtteil.

Was man dann aber im Verlauf der Diskussion lernen konnte, war dies: Bologna ist kein Hinderungsgrund dafür, die Lehre zu verbessern, die Punktejagd zu vermeiden, die Motivation und Interessen der Studierenden zu steigern, die Kommunikation zwischen Dozierenden und Studierenden und zwischen der Administration und allen anderen zu optimieren. Alle Beteiligten müssen dazu beitragen. Denn die Bologna-Vorgaben sind nur ein gesetzliches Gerüst, die Ausgestaltung des Reform-Bauwerks darf und soll bedürfnisgerecht gehandhabt werden.»

Nicoletta Stillhart, Studentin der Erziehungswissenschaften im 9. Semester

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Evangelische Hochschule Freiburg

Master of Arts in Sozialer Arbeit
mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert
forschungsbasiert
international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW macht Ihnen das Angebot, sich in einem konsekutiven Master-Studium die dafür notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.
Studienbeginn jeweils im September; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–.
Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:
masterstudium.sozialearbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011
www.masterstudium-sozialearbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialearbeit

MOLINO
PIZZERIA RISTORANTE
www.molino.ch

Studentenrabatt

SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte essen gegen Vorweisung ihrer Legi

20% günstiger

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRASCATI
Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO
Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40
Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18

Jeden Montag:
«Bildung & Chancen»
im Tages-Anzeiger

Für alle Bachelor- und Masterstudierenden: Die Serviceseite rund um die Themen Bildung, Weiterbildung und Karriere. Jeden Montag im Kultur- und Gesellschaftsbund. Für alle, die nie ausgelernt haben.
Dranbleiben.

Tages Anzeiger

Lernpower – die interaktive Kolumne
für mehr Lust und Knowhow beim Lernen
Jeden Montag auf der Seite Bildung und Chancen
www.lernpower.tagesanzeiger.ch

Campus

Journal | Die Zeitung der Universität Zürich | Nr. 6, Dezember 2010

Bild Frank Brüderli

Pflegt die intellektuelle Freiheit, auch abseits wissenschaftlicher Mödeströmungen: Die Forschungsgruppe «Phasenübergänge, Materialien und Anwendungen».

WHO IS WHO

Ein Professor zum Anfassen

Hightech bei Tiefsttemperaturen: In dieser Nummer stellen sich die Physiker der Forschungsgruppe «Phasenübergänge, Materialien und Anwendungen» vor.

Sascha Renner

Schon bitter bereut habe er es, sagt Professor Andreas Schilling scherzhaft, dass seine Bürotür immer weit offen stehe. Denn seine sieben Mitarbeiter machen rege von der Möglichkeit Gebrauch, Probleme rasch und unkompliziert mit ihrem Forschungsgruppenleiter zu besprechen. Schilling sei glücklicherweise kein blosser «Jetset-Professor», den man nie zu Gesicht bekomme, meint die Gruppe einhellig.

Die acht Physiker verfolgen innerhalb der Festkörperphysik zwei unterschiedliche Fragen. Sie untersuchen die Stoffeigenschaften von modernen Hochtemperatur-Supraleitern, die in schweren Kühlzylindern im Labor lagern. Und sie entwickeln Messgeräte: hochempfindliche Detektoren, mit denen sich über den sichtbaren Wellenbereich hinaus auch Röntgenstrahlung nachweisen lässt.

1 Andreas Schilling

Ausserordentlicher Professor für Experimentalphysik. Herkunft: Wilchingen (SH). In Zürich seit: 2003. Tätigkeit: Leitung einer Forschungsgruppe mit dem Ziel, zu aktuellen Gebieten der Materialwissenschaften eigenständige und originelle Beiträge zu liefern. Wissenschaft ist für mich: die Kunst, sich interessante Fragen zu stellen und dann die Forschungsziele beharrlich weiter zu verfolgen, auch wenn sie einmal abseits von wissenschaftlichen Modeströmungen liegen. Unsere Forschungsgruppe zeichnet aus: dass wir unsere intellektuelle Freiheit pflegen.

2 Henrik Grundmann

Doktorand. Herkunft: Berlin. In Zürich seit: 2009. Tätigkeit: Nachweis von Bose-Einstein-Kondensation magnetischer Quasiteilchen in speziellen Isolatoren. Wissenschaft ist für mich: Antworten zu finden, deren Wert möglicherweise nie erkannt werden wird, und die stets zu neuen Fragen führen. Unsere Gruppe zeichnet aus: dass der Umgang sehr ehrlich und kollegial ist und auch scheinbar abwegige Ideen verfolgt werden können.

3 Stefan Siegrist

Chemielaborant. Herkunft: Bichwil, Toggenburg. In Zürich seit: 1979. Tätigkeit: Probensynthese und Charakterisierung; Internetauftritt der Gruppen Schilling und Keller. Wissenschaft ist für mich: die Eröffnung neuer Perspektiven. Unsere Gruppe zeichnet aus: eine entspannte Atmosphäre, Innovation, das Austüfteln neuer Methoden.

4 Olaf Bossen

Doktorand. Herkunft: Hannover. In Zürich seit: 2006. Tätigkeit: Wärmekapazitätsmessungen an kleinen Supraleiter-Kristallen. Wissenschaft ist für mich: ein grosses Abenteuer. Unsere Gruppe zeichnet aus: dass Motivation, Kooperation und Kommunikation nicht oktruiert werden müssen.

5 Kevin Inderbitzin

Doktorand. Herkunft: Baar. In Zürich seit: 2003. Tätigkeit: Entwicklung ultraschneller Photonen-Detektoren, die in ihrer Bauweise einfach sind, in ihrer Funktionsweise aber nicht. Wissenschaft ist für mich: an einer interessanten Fragestellung solange dranzubleiben, bis man sie geknackt hat. Unsere Gruppe zeichnet aus: dass durch ein umgängliches, konstruktives Arbeitsklima und genügend Freiheiten ein ideales menschliches und wissenschaftliches Umfeld vorhanden ist.

6 Andreas Engel

Postdoc. Herkunft: Heidenheim (D). In Zürich seit: 2004. Tätigkeit: Supraleitung in nanostrukturierten Materialien; Entwicklung von hochempfindlichen Lichtdetektoren. Wissenschaft ist für mich: jeden Tag aufs Neue spannend und herausfordernd. Unsere Gruppe zeichnet aus: dass sie zwar klein ist, aber eng zusammenarbeitet.

7 Holger Bartolf

Postdoc. Herkunft: Rumänien, aufgewachsen in Pforzheim (D). In Zürich seit: 2005. Tätigkeit: Untersuchung der Dunkelpulse innerhalb der Detektoren für den sichtbaren Spektralbereich. Wissenschaft ist für mich: die Grenzen, die die Natur uns aufzeigt, zu verstehen und innerhalb dieser Grenzen sinnvolle Anwendungen zu finden. Unsere Gruppe zeichnet aus: dass wir viele unterschiedliche Projekte verfolgen und dadurch routinierte Langeweile ausbleibt.

8 Adrian Aeschbacher

Student. Herkunft: geboren in Australien, aufgewachsen in Zürich. In Zürich seit: Kindesalter. Tätigkeit: Entwicklung und Untersuchung von Einzelphotonenzählern. Wissenschaft ist für mich: ein Werkzeug zum besseren Verständnis der Natur. Unsere Gruppe zeichnet aus: Hilfsbereitschaft.

UNIKNIGGE

Cornelia Caprano

Ein China-Aufenthalt ohne Chinesischkenntnisse

Cornelia Caprano

Im Laufe eines Studiums oder der Doktoratszeit sind viele Entscheidungen zu treffen. Doch wie entscheidet man sich richtig? Angehörige der UZH geben an dieser Stelle Tipps. Diesmal erklärt Cornelia Caprano, Assistentin am Lehrstuhl für Marketing, weshalb ein China-Aufenthalt auch dann nützlich sein kann, wenn man selbst kaum chinesisch spricht.

Cornelia Caprano schreibt:
«Es ist wohl kaum nötig, hier nochmals auszuführen, dass in Zeiten der Globalisierung interkulturelle Kompetenzen bei Fach- und Führungskräften zur selbstverständlichen Voraussetzung gehören. Um sie zu erwerben, sind Auslandaufenthalte unabdingbar. Der Sprache wegen fällt die Wahl der Studierenden meist auf Destinationen wie die USA, Grossbritannien, Spanien, Frankreich oder Deutschland – auf Länder also, die uns kulturell recht nah sind. Nach diversen Auslandpraktika, so etwa in Frankreich und Singapur, entschied ich mich, meine interkulturelle Kompetenz durch einen China-Aufenthalt noch weiter zu vergrössern – ohne allerdings Chinesisch zu beherrschen. Oft werde ich gefragt, ob man trotz der sprachlichen Hürden ein Bewusstsein und Verständnis für dieses Land, seine Menschen und deren Eigenarten entwickeln kann. Ich meine: Ja.

Offiziellen Angaben zufolge lernen 20 Prozent der chinesischen Bevölkerung Englisch. Aber gerade auf jene, die es nicht tun, trifft man im Alltag besonders häufig. Mit Kulturunterschieden ist man ständig konfrontiert – im Taxi, beim Einkaufen, bei der Wohnungssuche. Der allgegenwärtige Kollektivismus, die auffallend andersartige non- bzw. paraverbale Kommunikation (verhaltene Mimik, sparsamer Augenkontakt, Lächeln statt wütend das Gesicht zu verziehen), das ausgeprägte Hierarchiedenken, der hohe Stellenwert des Essens (verankert und verdeutlicht in der beliebten Grussformel «Chi fan le ma?» bzw. «Hast du schon gegessen?») und die damit verbundene Gastfreundschaft.

Fehler in der Interaktion mit Chinesen sind aufgrund der Sprachschwierigkeiten nicht leicht zu korrigieren und werden vom chinesischen Gegenüber auch nicht so schnell verziehen. Dies bedeutet, dass man sich hier noch intensiver mit der fremden Kultur auseinandersetzen muss. Anders ausgedrückt: Kulturspezifische Kenntnisse und deren korrekte Anwendung zur Vermeidung von Konflikten und Reduktion von Missverständnissen sind in China eine notwendige Bedingung, um sich im Alltag zurechtzufinden. Man geht also durch eine harte Schule – und zieht gerade daraus einen enormen Gewinn. Ich persönlich habe mich noch nie zuvor in einem solchen Ausmass interkulturell belehrt gefühlt wie nach meiner Zeit in Schanghai.»

———

Cornelia Caprano verbrachte 2009 ein dreimonatiges Sabbatical bei swissnex China in Schanghai. Zusammen mit vier weiteren swissnex-Niederlassungen weltweit bildet das Schweizer Haus in Shanghai ein Netz sogenannter Outposts des Staatssekretariats für Bildung und Forschung. Zweck dieser Einrichtungen ist es, in der Gastregion ein enges Beziehungsnetz zu Universitäten, Forschungsinstituten und Unternehmen zu knüpfen. Mehr Informationen: www.int.uzh.ch/aktivit/attaches.html oder www.swissnex.org

Thomas Rosemann und Erich Seifritz

Macht Wohlstand depressiv?

Thomas Rosemann, Professor für Hausarztmedizin, richtet die Domino-Frage an Erich Seifritz, Professor für Psychiatrie: «In unserer Wohlstandsgellschaft wird ja einerseits der Eindruck vermittelt, Konsum und Wohlstand machten glücklich. Anderseits steigt das Vorhandensein der Depression ständig an. Macht uns also unser Wohlstand letztlich gar nicht so glücklich, sondern eher depressiv? Angeblich gibt es Daten aus Kriegs- und Krisenzeiten bzw. –regionen, die zeigen, dass es dort kaum Depression gibt.»

Erich Seifritz antwortet:
Ein grundsätzliches Problem ist die heutige Verwendung des Begriffs Depression, sodass ich zunächst eine Begriffsklärung machen muss. Depressionen sind ernsthafte Erkrankungen, welche durch psychische und körperliche Symptome sowie durch eine hohe Mortalität durch Suizid gekennzeichnet sind. Sie erfordern in der Regel eine spezifische Behandlung mit Psychotherapie und/oder Medikamenten. In der Umgangssprache wird der Begriff Depression gerne für vorübergehende Vestimmungen, etwa nach einem Misserfolg oder an einem Montagmorgen, verwendet. Dies hat aber mit der Krankheit Depression wenig bis gar nichts zu tun.

Depressionen sind wie die meisten psychischen Erkrankungen mit Scham und Stigma behaftet. Das hindert Betroffene häufig, ihre Beschwerden mit ihrem Arzt zu besprechen. Oft stehen auch körperliche Beschwerden im Vordergrund – man nennt dies larvierte Depression –, was zu Verzögerungen der Diagnose und der korrekten Behandlung führt. Es ist gut denkbar, dass die Schwelle, depressive Symptome selbst zu erkennen, und die Bereitschaft, darüber zu sprechen, mit dem Wohlstand zusammenhängt. Daher nimmt zwar die Zahl diagnostizierter leichter und mittelschwerer Depressionen zu, jedoch nicht die von schweren Depressionen. Zudem begünstigt die moderne Wohlstandsgesellschaft die Beschäftigung mit sich selbst und lässt protektive und Resilienzfaktoren wie familiären und gesellschaftlichen Zusammenhalt sowie immaterielle Wertesysteme an Bedeutung verlieren.

Dass Wohlstand aber per se Depressionen im medizinsch-psychiatrischen Sinn auslöst, halte ich für wenig wahrscheinlich. Forschungen, gerade auch an unserer Universität, zeigen, dass für die psychische Befindlichkeit weniger der absolute als der relative Wohlstand zählt. So kann etwa eine wohlhabende Person darunter leiden, wenn sie weniger besitzt als der Nachbar. Hierbei handelt es sich eher um eine Befindlichkeitsstörung als um eine depressive Erkankung. Halten solche depressiven Verstimmungen aber zwei Wochen oder länger an, empfiehlt sich eine Konsultation beim Hausarzt oder Psychiater. Eine frühe Intervention ist die beste Prävention!

———

Erich Seifritz richtet die Domino-Frage an Wirtschaftsprofessor Bruno S. Frey: «Was ist Glück, und wie kann man es erreichen?» – Die letzten Stationen im Fragen-Domino (Bilder v.r.n.l.): Erich Seifritz, Thomas Rosemann, Christian Steineck, Matthias Mahlmann, Benedikt Korf, Jörg Rössel, Christoph Uehlinger, Katharina Michaelowa).

WAS MACHT EIGENTLICH EINE…

Pferde-Sportmedizinerin?

Katja von Peinen ist Assistentin am Tierspital der Universität Zürich. Sie arbeitet am Leistungszentrum des Departements Pferde. Dort werden Pferde untersucht und behandelt, die Leistungsschwächen zeigen.

Die Pferde-Sportmedizinerin ist spezialisiert auf Satteldruck-messungen. Rund hundert Mal pro Jahr untersucht sie, ob ein Sattel dem Pferd gut angepasst ist. Wenn das nicht der Fall ist, können beim Pferd Rückenschmerzen auftreten.

Katja von Peinen platziert eine Satteldruckmatte mit rund 260 Sensoren unter dem Sattel. Während des Reitens werden direkt Messdaten auf den Laptop der Tierärztin gesendet. So wird ersichtlich, wie der Pferderücken belastet wird.

Bild Balz Murer

Von der Universität ins Zürcher Hochbaudepartement: André Odermatt führt 800 Mitarbeitende.

IM RAMPENLICHT

Die Universität im Nacken

Seit Mai 2010 ist der Wirtschaftsgeograf André Odermatt Zürcher Stadtrat. Wie erlebt er den Wechsel von der Universität in die Berufspolitik?

Paula Lanfranconi

Man steigt die verwinkelten Treppen des städtischen Amtshauses IV empor. Kühle Gull'sche Herrschaftsarchitektur umweht einen. Umso wohltuender dann der Empfang durch den neuen Hausherrn. André Odermatt begrüsst die Besucherin mit dem gleichen freundlichen Lächeln wie früher als Oberassistent am Geographischen Institut.

Vom Hügel in die Stadt

Er trägt eine Art Arbeitsuniform – hellblaues Hemd, grauer Anzug. Keine Krawatte. Von seinem Eckbüro aus hat er einen fantastischen Blick über die Stadt. «Und wenn ich am Schreibtisch sitze», scherzt er, «habe ich die Uni im Nacken.» Rein räumlich sei der Wechsel «sehr gross» gewesen: Vom Irchel-Campus, etwas abgeschlossen auf dem Hügel, hinunter in die Stadt, in dieses denkmalgeschützte Gebäude. Weg vom lockeren universitären Umgang, hinein ins Eingebundensein in die komplexen Strukturen und fixen Abläufe einer Verwaltung.

Sitzung folgt auf Sitzung

Doch der Wechsel, sagt er mit strahlendem Blick, sei ihm nicht schwer gefallen. Der Abschied von den Mitarbeitenden dagegen schon. Immerhin war André Odermatt fast zwanzig Jahre an der Universität, er habe «sein Geschäft gerne gemacht». Der grösste Unterschied zu seiner universitären Tätigkeit? «Der durchgetaktete Tagesrhythmus.» Als Dozent sei er sich zwar gewohnt gewesen, alle 45 Minuten neue Gesichter zu sehen. Dazwischen habe es aber auch mal einen oder zwei Tage gegeben, wo man sich in ein Thema versenken konnte.

Jetzt ist das anders. Sitzung folgt auf Sitzung. An diesem Donnerstag stehen acht Termine auf seiner Agenda, dazu zwei öffentliche Auftritte. Er liebt Auftritte, will, dass die Leute seine Entscheide verstehen: «In den Quartieren muss man nicht mit Englisch kommen. Hochdeutsch geht, wenn es nicht kontrovers ist.»

Kein blosser Hinsteller

Den Einstieg ins Amt erleichtert hätten ihm seine Vertrautheit mit der Planersprache und den grossen Fragen der Stadtentwicklung, vor allem aber das vernetzte Denken und das Denken in Varianten. Die Analysen indes machen nun seine Mitarbeitenden. Als Chef hat er die Entscheidungsmacht. Jetzt, wo er als Vorsteher des Hochbaudepartements in der Verantwortung steht, will er «kein blosser Hinsteller sein», sondern Qualität einfordern. Manchmal mache er sich auch unbeliebt. «Bei Projekten zum Beispiel, wo ich sage: Zu teuer! Ich brauche eine Variante, die zwanzig Millionen weniger kostet.»

Seine Arbeit macht ihm Freude, das spürt man rasch. Vor allem das Gestalten. «Und es ist ein Gestalten, das man dann auch sieht.» Trotzdem möchte er nicht mit einem Bauwerk in die Annalen eingehen. Zürich, sagt er, sei geprägt von seinen 34 Quartieren. «Meine Vision ist, diese Quartiere auch sozial nachhaltig zu entwickeln.»

Mit guter Miene

Längst sind die 30 Minuten Interviewzeit abgelaufen. Als das Aufnahmegerät abgestellt ist, greift André Odermatt zu einem dünnen Mäppchen. Es enthält viel Arbeit: Tags zuvor hatte eine mehrheitsfähige bürgerliche Allianz von SVP bis hin zu den Grünliberalen aus heiterhellem Himmel angekündigt, man werde das Budget 2011 zurückweisen und Einsparungen von 206 Millionen Franken fordern.

«Das würde weh tun. Heute ist kein schöner Tag», sagt der Chef. Und lächelt.

A PROPOS

Andreas Fischer, Rektor

Lichthöfe

Auf meinem Weg ins Rektorat gehe ich immer bewusst durch den Lichthof des Kollegiengebäudes, und ich freue mich jeden Morgen über diesen ganz besonderen – ich bin versucht zu sagen, einmaligen – Raum. Er ist grosszügig und doch intim, er öffnet den Blick zum Himmel und bietet doch zu jeder Jahreszeit ein angenehmes Klima. Er ist traditionell und modern zugleich. Die ihn umgebenden Wandelgänge könnten von den Kreuzgängen mittelalterlicher Klöster inspiriert sein, während sein Glasdach an Bahnhofs- oder Markthallen, also Bauten der Moderne, erinnert. Aus allen Blickwinkeln bietet er auch visuelles Vergnügen: Er beeindruckt, egal ob man von unten in die Höhe oder von einem der oberen Stockwerke in die Tiefe schaut.

Ursprünglich hatte das vom Architekten Karl Moser gebaute und 1914 eröffnete Kollegiengebäude zwei Lichthöfe. Auch über das Zoologische Museum im KO2 spannte sich ein Glasdach. Dieser zweite Lichthof wurde einer Erweiterung geopfert: Über dem Zoologischen Museum, getragen von vier mächtigen Betonpfeilern, befindet sich nun der Hörsaal 180 und darüber die Bibliothek des Historischen Seminars. Der Verlust wird wettgemacht durch zwei eindrückliche Lichthöfe neueren Datums: Auch auf dem Irchel bildet ein Lichthof das Zentrum, und im Gebäude der Rechtswissenschaftlichen Fakultät an der Rämistrasse hat der Architekt Santiago Calatrava seine Bibliothek elegant mit einem Lichthof kombiniert.

Artikel zu Karl Moser auf Seite 2.

Ist der Sattel geeignet? Muss er vom Sattler angepasst werden? Die Resultate werden vor Ort besprochen. Neben dem Sattel können auch die Intensität des Trainings und das Können des Reiters Einfluss auf die Gesundheit des Pferderückens haben.

Zu jeder Satteldruckmessung gehört eine Untersuchung des Pferderückens. Unter der Aufsicht von Katja von Peinen tastet die Doktorandin Lea Ramseier die Rückenmuskulatur des Pferdes ab.

Die Satteldruckmessungen finden meist bei den Tierbesitzern statt. Am Tierspital selber ist eine breite Palette von Untersuchungen möglich. Da die Tiere nur unter Belastung Probleme zeigen, werden sie auch auf dem Laufband untersucht.

Text und Bilder Adrian Ritter

Professuren

Bild fb

Olivier Devuyst

Ordentlicher Professor für Physiologie. Amtsantritt: 1.10.2010

Geboren 1964, Medizinstudium an der UCL Medical School in Brüssel. Von 1994 bis 1996 Research Fellow in Baltimore, USA. 1997 PhD und Habilitation, bis 2002 Assistant Professor, danach Associate Professor und seit 2007 Full Professor an der UCL Medical School. Von 1998 bis 2002 Invited Scientist an der Johns Hopkins Medical School. Ab 2008 Chef de Clinique am St. Luc Academic Hospital in Brüssel.

Bild fb

Felix C. Tanner

Ausserordentlicher Professor ad personam für Kardiologie, speziell Pathophysiologie. Amtsantritt: 1.5.2010

Geboren 1967, Medizinstudium an der Universität Basel. Bis 1997 an der University of Michigan Medical Center, Ann Arbor, USA. Von 2003 bis 2009 Assistenzprofessor an der UZH und Bereichsleiter Kardiovaskuläre Forschung an der Kardiologie USZ. Seit 2006 leitender Arzt an der Klinik für Kardiologie USZ, seit 2010 verantwortlich für die Abteilung Echokardiographie.

Bild fb

Susanne Walitza

Ordentliche Professorin für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Amtsantritt: 1.8.2010

Geboren 1969, Studium der Medizin und Psychologie in Würzburg und Berlin. Von 2005 bis 2008 leitende Oberärztin für Forschung und Lehre an der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Würzburg, 2007 Habilitation. Seit 2008 ausserordentliche Professorin für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Zürich und Ärztliche Direktorin des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes des Kantons Zürich.

Bild fb

Damian Brunner

Ordentlicher Professor für Molekularbiologie. Amtsantritt: 1.7.2010

Geboren 1963, Studium an der Universität Zürich, Promotion 1995. Anschliessend bis 2000 Postdoctoral Associate am Cancer Research UK, LRI in London. Seit 2000 Group Leader am European Molecular Biology Laboratory (EMBL) in Heidelberg, seit 2006 Reviewing Editor für das HFSP Journal sowie seit 2008 Member of the Scientific Advisory Board of the Turkus Bioimaging Organisation.

Dorothea Lüddeckens

Ausserordentliche Professorin für Religionswissenschaft mit sozialwissenschaftlicher Ausrichtung. Amtsantritt: 1.7.2010

Geboren 1966, Magister Artium in Religionswissenschaft in Würzburg 1995. Bis 1998 am Graduiertenkolleg «Interkulturelle religiöse, bzw. religionsgeschichtliche Studien» der Universität Bonn. 1999 Promotion in Würzburg, danach wissenschaftliche Tätigkeiten an verschiedenen deutschen Universitäten. Ab 2004 Assistenzprofessorin für Religionswissenschaft an der UZH.

Bild fb

Klaas Enno Stephan

Ausserordentlicher Professor für Computational Neuroeconomics. Amtsantritt: 1.4.2010

Geboren 1972, Studium der Mathematik in Hamburg, danach bis 2001 Medizinstudium in Düsseldorf. Von 1994 bis 2004 Studium der Informatik in Hagen. Ab 2003 am Welcome Trust Centre for Neuroimaging des University College in London. 2007 PhD in Neuroinformatics. Ab 2008 Assistenzprofessor und Co-Director am Laboratory for Social and Neural Systems Research an der UZH.

Bild Frank Brüderli

«Jeder ist auf seinen eigene Art beweglich». Bei Viatcheslav Vetrov sind es Kopf und Finger.

BLICK VON AUSSEN

«Wach uuf, du Fuulpelz»

Viatcheslav Vetrov über seine ersten Eindrücke in Zürich

Viatcheslav Vetrov

Nachdem ich, in Deutschland ansässiger russischer Sinologe, Ende August 2010 von meinen Freunden und Kollegen in Deutschland feierlich verabschiedet worden war, begab ich mich nach Zürich, der bis jetzt siebten Universität meines Lebens. Es waren viele Eindrücke, die schnell verarbeitet werden mussten, vor allem aber die Sprache. Einer meiner ersten Streifzüge durch die Stadt führte mich in den Zürcher Zoo. Da war ein Riesenbär: Er sonnte sich auf dem Rücken, blickte etwas melancholisch in den Himmel und schien dort die Antwort auf irgendeine sehr wichtige Frage zu suchen.

Während er dies tat, versuchte ein Knirps, den Bären von der Meditation abzulenken. «Wach uuf, Fuulpelz, wach uuf!», schrie der Junge wiederholt dem Bären zu, in einer Frequenz und Tonhöhe, die einen richtig erschütterte. Der Bär war von der Ansprache offensichtlich wenig beeindruckt. Mir dagegen ging mit dem «uuf» des Jungen ein grosses Rätsel der Sprache «uuf»! Auf einmal verstand ich, was die «Hüüser», «wiiter», «Fuulpelz» gemeinsam hatten, es fehlten nämlich die in Deutschland üblichen Diphtonge. Für die Erkenntnis bin ich dem Buben von Herzen dankbar.

Eine weitere Umstellung, die meinen Einstieg in das akademische Leben der Stadt Zürich begleitete, betraf die Kunst, sich zu bewegen: In der Schweiz ist man nicht einfach sportlich, man ist es auf eine besondere, sehr gesellige Art und Weise. Eingeweiht wurde ich in diese seltene Kunst auf einer festlichen Veranstaltung, die zur Begrüssung aller neuen Mitarbeiter der UZH organisiert wurde: Nachdem sich die neu zugezogenen Akademiker einige höchst erbauliche Reden zum Thema «Statistische Entwicklung bei der Verwaltung und in der Geschichte der Universität» angehört hatten, kam es zu einer «bewegten Pause»: Irgendwo aus den hinteren Reihen sprang eine rüstige Dame heraus. Sie katapultierte sich aufs Podium und drückte energisch auf eine Taste an ihrem Tonträger. Ich weiss nicht genau, wie man diese Musik bezeichnet, welche die Dame erdonnern liess, ich glaube, man nennt sie «Rap». Ähnlich wie der Bub aus dem Zoo den Bären ansprach, forderte die Dame das theoriebeflissene Publikum zum Aufstehen und Bewegen auf: Die Reihen erhoben sich, die akademischen Körper fingen an, rhythmisch zu zucken. So ging's dann weiter, zehn oder zwanzig Minuten lang.

Ich muss gestehen, ich bin nie besonders sportlich gewesen. Aber jeder ist irgendwie auf seine eigene Art beweglich, und ich bewege eben sehr gerne die Klaviertasten. Das Klavier war auch das, was ich in meinen ersten zwei Monaten in Zürich sehr stark vermisste. An der ETH soll die Möglichkeit zum Üben bestehen, aber man darf maximal fünf Stunden pro Woche üben, und das kostet 250 Franken pro Semester. Ich dachte an die Göttinger Uni, wo den Universitätsangehörigen zwölf Klaviere und Flügel zur Verfügung stehen. Dort kann man bis acht Stunden am Tag üben, und es kostet vierzig Euro pro Semester.

Das Problem «Klavier» habe ich soeben gelöst: Ich habe die notwendigen Bescheinigungen eingeholt, um mein eigenes Schimmel-Piano in die Schweiz zu transportieren (vom Bundesamt für Naturschutz, vom Klavierhersteller, von der Industrie- und Handelskammer usw.). Gestern hat es seinen Weg von Bonn nach Zürich angetreten. Hoffentlich kommt es in der Schweiz auch gut an! Dann wäre es auch für mich in Zürich möglich, immer wieder eine bewegte Pause einzulegen, die mir in diesen ersten Monaten so richtig gefehlt hat.

Viatcheslav Vetrov ist seit dem 1. September 2010 Postdoc am UFSP Asien und Europa der UZH.

SPRUNG INS BERUFSLEBEN

«Ein bisschen Käfele geht nicht»

Jus-Student Simon Stöckli gründete einen Onlineshop für Golf- und Tennisartikel. Vor Mitternacht kommt er selten ins Bett. Eine gute Vorbereitung für die Berufswelt, findet er.

Paula Lanfranconi

«Bitte nicht in Jeans auf den Golfplatz kommen», hatte er am Telefon gesagt – Golf-Etikette. Er selber trägt ein braunes Polohemd und eine ebenso unauffällige Hose. Kein einziges Logo ist zu sehen. Das Treffen, so hatte er verstanden, dürfe keine PR werden, und Kundenwünsche sind Simon Stöckli schliesslich heilig. Beim Gang über den Platz erweist er sich als einfühlsamer Golfpromoter. Er erläutert seiner Besucherin, einer Golfbanausin, weshalb Golf ein Sport sei (10 Kilometer laufen, 4 Stunden totale Konzentration etc.) und nichts Snobistisches mehr habe (dank Migros etc.).

Simon Stöckli, 26, ist im letzten Semester seines Jus-Masterstudiums. Golf und Tennis spielten er und sein älterer Bruder Marco, der an der ETH Informatik studierte, schon lange. Und sie kannten viele, die ebenfalls beide Sportarten ausüben. «Diese Synergien», sagt er, «wollten wir nutzen.» Mit einem Onlineshop. Das war vor fünf Jahren. Und pickelhart. Sportartikel online verkaufen? Vergesst es, winkten die angefragten Weltmarken ab, die Kunden wollen die Sachen in die Hand nehmen!

Pickelharte Überzeugungsarbeit

Da, sagt Simon Stöckli, habe ihm das Studium geholfen. «Es war wie das Vorbereiten eines Plädoyers, wir mussten ja Gegenargumente bringen: Marco ist ETH-Informatiker, unsere massgeschneiderten IT-Tools bieten den Kunden einen einzigartigen Service, und ich kenne mich im Recht aus!» Inzwischen hat die Tennis-Golf.ch GmbH drei Angestellte, und dass die Leser einer Fachzeitschrift sie kürzlich in die Liga der 100 nützlichsten Schweizer E-Shops wählten, darauf ist der Jungunternehmer besonders stolz.

Nur: Wie bringt man ein Bologna-Studium und einen Onlineshop unter einen Hut? Das Studium habe klar Vorrang, betont Stöckli. Dass Bologna jedoch die ganze Studiendauer hindurch ein 100-Prozent-Job bleibe, kann er nicht unterschreiben: «Klar, am Anfang muss man sich voll aufs Studium konzentrieren, aber danach merken viele: Es ist möglich, nebenher noch zu arbeiten.»

Praxisbezug als Bereicherung

Er absolviert das normale Vorlesungsprogramm. In den Onlineshop investierte er in den letzten drei Jahren ein 70-Prozent-Pensum, und an einzelnen Nachmittagen, vernimmt man staunend, sei er noch auf einer Schlichtungsstelle tätig. Alles hänge eben von einer effizienten Zeiteinteilung ab. Und von Selbstdisziplin: «Welche Vorlesungen sind zu besuchen, welche Bücher zu lesen? Zwischendurch ein bisschen Käfele geht nicht.» Pausen verbringt der Jungunternehmer an Laptop und Smartphone, nach der Uni geht die Arbeit zuhause weiter. Vor Mitternacht kommt er selten ins Bett.

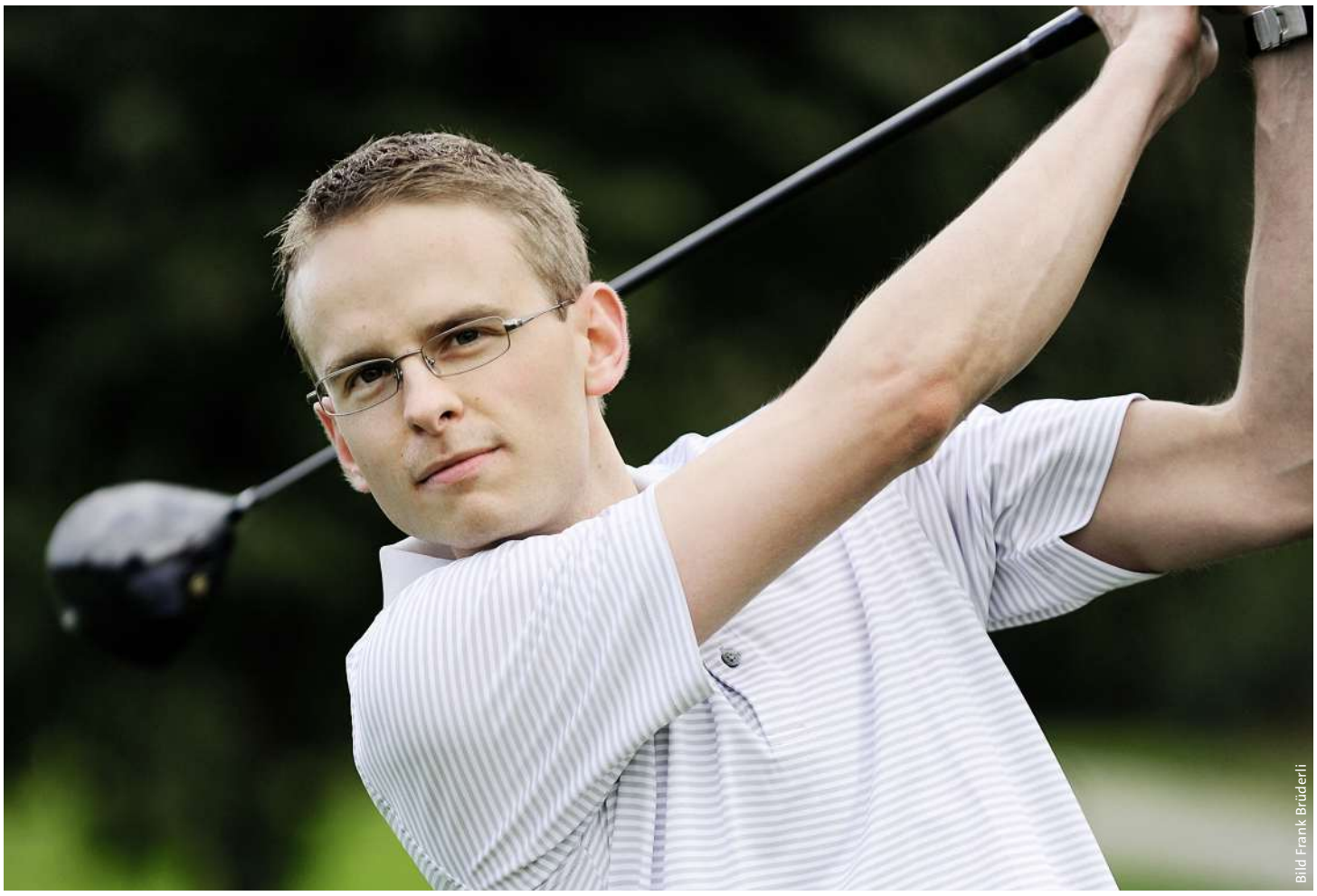
Simon Stöckli strahlt Enthusiasmus aus. Er realisiert aber auch, dass sein Pensum abschreckend wirken könnte. Das Unternehmen, betont er, sei eben auch eine enorme Bereicherung: «Das juristische Wissen in die Praxis umzusetzen, Vertragsverhandlungen zu führen!» Auf diesen Praxisbezug bereite die Universität zu wenig vor. Stöckli wünscht sich mehr Zusammenarbeit mit Unternehmen. Die hätten, argumentiert er, immer wieder Bedarf für juristische Studien – tolle Möglichkeit für Masterarbeiten, und erst noch motivierend: «Hey, das, was ich produziere, wird gebraucht. Es gibt nicht bloss eine Note und fertig.»

Die Freundin wartet

Wo steht Simon Stöckli in fünf Jahren? Das Unternehmen, sagt er, werde so weitergehen wie bisher. Seine eigene Zukunft sieht er in der Unternehmensberatung. Er ging früh auf Jobmessen. Steuerrecht interessiert ihn, er hat sich auf Business Law spezialisiert. Eine Stelle steht bereits in Aussicht.

Auch auf dem Golfplatz, über dem jetzt eine milde Abendstimmung liegt, ist der junge Mann gern gesehen. Diverse Gäste kommen auf ihn zu, man pflegt das Networking. Unternehmer Stöckli nützt die Gelegenheit auch für Marktforschung. Bald steht die nächste Grossbestellung an. Es geht um eine sechsstellige Summe, da muss man wissen, wie die Kundschaft tickt.

Wo bleibt die Freizeit? Er entspanne sich aktiv, antwortet Simon Stöckli. Beim Sport natürlich. Aber auch bei der Arbeit, weil er Freude habe daran. Und ja, räumt er ein, es habe Zeiten gegeben, wo er zu hören bekam: Du bist ja eh immer am Schaffen! Inzwischen habe er gelernt, sich Zeit zu nehmen für Freunde. Und auch für eine Freundin sei absolut Platz. Zum Beispiel heute Abend. Es geht gegen 19 Uhr. Die Freundin wartet.



Mit Schwung ins Berufsleben: Jus-Student und Jungunternehmer Simon Stöckli verbindet auf dem Golfplatz Entspannung und Beruf.

ALUMNI NEWS

Alumni global

In San Francisco entstand dieses Jahr die erste UZH-Alumni-Vereinigung im Ausland. UZH News berichtete im Juli darüber. Die beiden Alumnae Anna Ralston und Barbara Dravec organisieren in der kalifornischen Stadt regelmässig Anlässe, an denen Ehemalige der UZH Kontakte pflegen können – teilweise auch in Kooperation mit anderen Schweizer Universitäten. Ein zweites UZH Alumni Chapter wird in London aufgebaut; ein erster Networking-Anlass findet am 8. Dezember in der Schweizer Botschaft in London statt. Ein drittes UZH Alumni Chapter entsteht derzeit in Singapur, und zwar in Zusammenarbeit mit dem dortigen swissnex Büro. Interessierte Alumni wenden sich an Sandra Emanuel, Geschäftsführerin von Alumni UZH, E-Mail an info@alumni.uzh.ch

Herbstanlass des ZUNIV

Der traditionelle Herbstanlass des Zürcher Universitätsvereins (ZUNIV) vom 30. Oktober 2010 war ein voller Erfolg. Über 200 Personen hatten sich angemeldet, die Platzzahl war auf 130 Personen beschränkt. Am Vormittag standen Führungen im Grossmünster und im Kunsthaus (Picasso-Ausstellung) auf dem Programm. Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Zunftsaal zur Zimmerleuten nahmen die Gäste an diversen Nachmittagsführungen durch die Altstadt von Zürich teil.

Kreditkarten-Aktion

Für Alumni-Mitglieder gibt es eine exklusive UZH-VISA-Kreditkarte. Mit ihrem Erwerb und ihrem Gebrauch wird jeweils ein kleiner Beitrag zur Förderung des Alumni-Wesens an der UZH geleistet. Mitglieder einer Alumni-Organisation, die bis 31. Januar 2011 die Karte weiterempfehlen, erhalten eine Prämie von 100 Franken. Informationen: www.alumni.uzh.ch

Vergabungen des ZUNIV

Der Vorstand des ZUNIV (Zürcher Universitätsverein) hat an seiner Sitzung vom 6. Oktober acht Gesuche behandelt und die folgenden sechs Gesuche im Gesamtbetrag von 11 650 Franken bewilligt:

Ethnologisches Seminar: 2000 Fr. an Tagung Politik des Lebens

Kunsthistorisches Institut: 2000 Fr. an Tagung Modern Simulacra of Renaissance Art

Romanisches Seminar: 2000 Fr. an Tagung in italienischer Sprachwissenschaft Le lingue d'Italia e le altre: contatti, sostrati e superstrati nella storia linguistica della Penisola

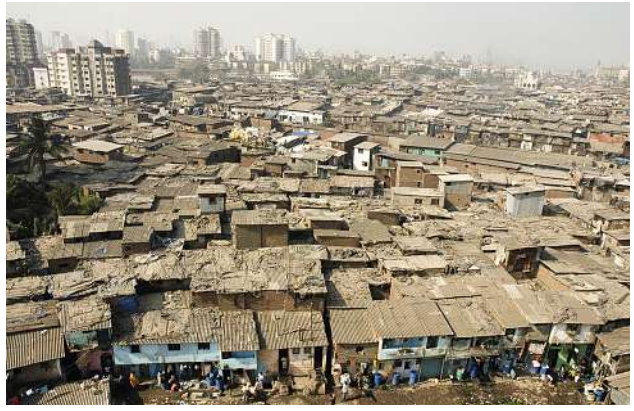
Rechtswissenschaftliches Institut: 1650 Fr. für Teilnahme von Studierenden am New York Model United Nations (MUN)

Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie: 2000 Fr. an Tagung Religiöse Toleranz heute – und gestern

Theologische Fakultät: 2000 Fr. an Symposium Laws of Heaven – Laws of Nature: The Legal Interpretation of Cosmic Phenomena in the Ancient World

ZUNIV-Sekretariat, Silvia Nett

Bombay Welches sind die Grundlagen von Enteignung und Ausschluss? Dieser Frage geht Ethnologieprofessorin Shalini Randeria im Rahmen des Kolloquiums «Grammatik der Ausgrenzung» am Beispiel Bombays nach. **Cabaret Voltaire, 22. Dez., 20h**



Ethnokunst Windigo (Bild) ist ein kannibalistischer Riese, der auf der Suche nach Menschen durch den Winterwald streift. Der kanadische Künstler Josh Kakegamic hat die schreckliche mythische Kreatur 1975 in leuchtenden Farben gedruckt. Mit zwei weiteren Druckmappen aus Kanada und Äthiopien ist sein Werk nun im Völkerkundemuseum der UZH zu sehen. **Bis 2. Okt. 2011**

Supercomputing Wie die Dampfmaschine die industrielle Revolution ausgelöst hat, so ist die Entwicklung des Computers für die postindustrielle Revolution verantwortlich. Ausser den vielfältigen Veränderungen in der Arbeitswelt und im Privaten sind Computer in den Wissenschaften von grösster Bedeutung. Superrechner wie «Schrödinger» an der UZH mit 50 TeraFlops Leistung stehen hierbei im Zentrum. Thomas Schulthess, Direktor des Swiss National Supercomputing Centre (CSCS), referiert über Supercomputing im Rahmen der Ringvorlesung «Die Informatik: Nerv der Moderne». **7. Dez., ETHZ, Rämistr. 101, G-3, 18h**

Öffentliche Veranstaltungen vom 6. Dezember bis 27. Februar

ANTRITTSVORLESUNGEN

Biodiversitätsmonitoring heute und morgen. 6. Dez., PD Dr. Marc Kéry, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 18.15h

Furtum sacrum – furtum sacrilegum. Die Häupter der Apostel und ihre Reliquiare im Lateran. 6. Dez., PD Dr. Daniela Mondini, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 19.30h

Die muskuloskelettale Radiologie im Wandel der Zeit. 11. Dez., PD Dr. Gustav Andreisek, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 10h

Alte Musik und die Erfindung der Badeente. 11. Dez., Prof. Dr. Cristina Urchueguía, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 11.15h

Models of the World, Worlds of the Model? Reflections on the Geographies of Markets. 13. Dez., Prof. Dr. Christian Berndt, Ordentlicher Professor, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 18.15h

Cells, Ions and Hypoxia. 13. Dez., PD Dr. Anna Bogdanova, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 19.30h

Der kartographische Imperativ: Wieso wir Sprache brauchen, um die Funktion des Gehirns zu verstehen. 18. Dez., PD Dr. Martin Meyer, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 10h

Histopathologie und Molekulargenetik des Harnblasenkarzinoms: Was haben Zwerge und Tumore gemeinsam? 18. Dez., PD Dr. Peter J. Wild, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 11.15h

Anti-Competitive Behavior and Competition Policy. 20. Dez., Prof. Dr. Michelle Goeree, Ausserordentliche Professorin, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 18.15h

Market Design. 20. Dez., Prof. Dr. Jacob Goeree, Ordentlicher Professor, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 19.30h

VERANSTALTUNGEN

Prozesse rund um die Kunstfreiheit in der Schweiz. 7. Dez., Dr. iur. Peter Studer (Rechtsanwalt und Präsident des Schweizer Kunstvereins), Slavisches Seminar, Plattenstr. 43, 211, 18.15h

Body Work, Care Theory and the Home. 8. Dez., Prof. Dr. Kim England (University of Washington, Seattle), UZH Irchel, Winterthurerstr. 190, G-19 (Hörsaal), 17h

Rheumatologie von A bis Z. 9. Dez., mehrere Referierende, Universitätsspital Zürich, Gloriastr. 29, B-OST (kleiner Hörsaal), 14.30h

Formes et fonctions de la parodie dans les littératures médiévales/Formen und Funktionen der Parodie in den mittelalterlichen Literaturen. 9. und 10. Dez., mehrere Referierende, 9. Dez: UZH Irchel, Winterthurerstr. 190, G-03/04, ab 10.30h. 10. Dez: UZH Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-152, 9h

Moralische Neutralisierungen. Ein universeller Mechanismus zur Erleichterung von Gewalt. 9. Dez., Prof. Dr. Manuel Eisner (University of Cambridge), Andreasstr. 15 , 5.29/5.31, 18.15h

Musiktheorie im 15. und 16. Jahrhundert zwischen artes liberales-Tradition und Rhetorisierung. 13. Dez., Prof. Dr. Thomas Leinkauf (Münster), Florhofgasse 11 (Seminarraum, sep. Eingang), 18.15h

«The Taming of the Shrew» by William Shakespeare – Performed by the European Theatre Group ETG from Cambridge University, GB. 13. Dez., Rudolf-Steiner-Schule, Plattenstr. 39 (Theatersaal), 19h (siehe Hinweis oben)

Mock-Interview – Simulation eines Bewerbungsgesprächs. 14. Dez., Hirschengraben 60, 16h

Globalization, Gender and Social Justice: After the Crisis. 15. Dez., Prof. Dr. Diane Perrons (London School of Economics), UZH Irchel, Winterthurerstr. 190, G-85 (Hörsaal), 17h

Die neugriechische Sprache: Probleme und Aussichten. 11. Jan., Prof. Dr. Ch. Charalambakis (Athen), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-150, 20.15h

Symposium zum Arbeitsthema «Apokyphisierung – von kanonischen zu apokryphen Traditionen». 28. Jan., Prof. Claire Clivaz, Prof. Frédéric Amsler Gastreferenten, Kirchgasse 9, 200 (grosser Seminarraum), 9h

Diadochen und Epigonen. Konzept und Problematik der Hellenismusperiodisierung bei J.G. Droysen. 9. Feb., Prof. Dr. K. Buraselis (Athen), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-150, 20.15h

VERANSTALTUNGSREIHEN

Alter in Bewegung – Interdisziplinäre Ringvorlesung des Zentrums für Gerontologie

Geistige und motorische Mobilität im Alter. 15. Dez., Prof. Dr. Reto W. Kressig (Chefarzt Akutgeriatrie und Memory Clinic, Universität und Universitätsspital Basel), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-121, 18.15h

Career Possibilities Series

Career Possibilities Series – Executives with a Life Science Background talk about their own career. 8. Dez., Dr. Thomas Hempfling (Managing Director, Springer Basel AG, and Executive Editor, Mathematics & Physics, Birkhäuser Basel), UZH Irchel, Winterthurerstr. 190, K-52 (Seminarraum Physiologisches Institut), 18h

Die Informatik: Nerv der Moderne

Supercomputing. 7. Dez., Prof. Dr. Thomas Schulthess (CSCS Manno und ETH Zürich), ETH Zürich, Rämistr. 101, G-3 (Auditorium), 18h (siehe Hinweis oben)

Neuroinformatik. 21. Dez., Prof. Dr. Klaus Hepp (ETH Zürich), ETH Zürich, Rämistr. 101, G-3 (Auditorium), 18h

Essen und Trinken im Mittelalter

Essen, Trinken und das Recht. 7. Dez., Andreas Thier, Rämistr. 74, G-041, 16.15h

Vom Triclinium ins Refectorium. Das Lesen beim Essen von der Antike bis ins Frühmittelalter. 14. Dez., Ulrich Eigler, Rämistr. 74, G-041, 16.15h (siehe «Meine Agenda»)

Der Luxus des Fastens. Essen und Trinken im antiken Christentum. 21. Dez., Silke-Petra Bergjan, Rämistr. 74, G-041, 16.15h

Experimentelle Rheumatologie

Prospects of Modern Pathology. 7. Dez., Dr. med. Peter Johannes Wild, Institut für Zellbiologie, ETH, Universitätsspital Zürich, Rämistr. 100, U-Ost-157 (grosser Kursraum), 13.30h

Regulation of Dendritic Cell Homeostasis. 14. Dez., Prof. Markus Manz (Klinik für Hämatologie, USZ), Universitätsspital Zürich, Rämistr. 100, U-Ost-157 (grosser Kursraum), 13.30h

Viral Collagen and Rheumatoid Arthritis. 4. Jan., Prof. Markus Manz (Klinik für Hämatologie, USZ), Universitätsspital Zürich, Rämistr. 100, U-Ost-157 (grosser Kursraum), 13.30h

Gästekolloquien Masterschwerpunkt Entwicklungspsychologie der Lebensspanne und Differentiellen Psychologie

Titel wird noch bekannt gegeben. 14. Dez., Prof. Dr. Carsten Wrosch, Concordia University, Montreal, Canada, UZH Nord, Binzmühlestr. 14, 0.K.02, 16.15h

Gästekolloquien Masterschwerpunkt Kognitive Psychologie und Kognitive Neurowissenschaften

Was erreicht man mit dem Trainieren des Arbeitsgedächtnisses? 8. Dez., Prof. Dr. Walter Perrig (Universität Bern), UZH Nord, Binzmühlestr. 14, 1.B.01, 16.15h

Über die Unfähigkeit, Gesichter zu erkennen. 22. Dez., PD. Dr. Claus-Christian Carbon (Universität Bamberg, Deutschland), UZH Nord, Binzmühlestr. 14, 1.B.01, 16.15h

Hochschuldidaktik über Mittag

Hochschuldidaktik über Mittag. 15. Dez., Sandra Hofhues, M.A., Universität Augsburg Mandy Schiefner, M.A., Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik UZH, UZH Zentrum, Rämistr. 71, E-18 (Hörsaal), 12.15h

InsideOut: intermediale Bildkontexte der Kleidung

Macht und Mode. Söldnerfiguren der frühen Neuzeit. 8. Dez., Christian Kiening, Kunsthistorisches Institut, Rämistr. 73, E-6, 18.15h

Framing the Face in Early Modern Dress and Portraiture. Patterns in Presentation and Representation. 22. Dez., Bert Watteeuw, Kunsthistorisches Institut, Rämistr. 73, E-6, 18.15h

Interdisziplinäre Zugänge zur Textkompetenz

Was sind Texte? 7. Dez., Prof. Dr. Heiko Hausendorf (Zürich), UZH Zentrum, Rämistr. 71, D-54 (grosser Seminarraum), 18h

Einsatz von korpuslinguistischen Methoden als Lernstrategie zur Verbesserung der Textkompetenz. 14. Dez., Dott. Renata Zanin (Bozen), UZH Zentrum, Rämistr. 71, D-54 (grosser Seminarraum), 18h

Interdisziplinäre Zugänge zur Textkompetenz. 21. Dez., Prof. Dr. Paul Portmann (Graz), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-174, 17h

Jacobs Center Kolloquium

Sozial und genial? Das Verhältnis zwischen kognitiver Leistungsfähigkeit und sozialer Kompetenz von Grundschulkindern aus verschiedenen Perspektiven. 9. Dez., Dr. des. dipl. psych. Kristina Frey (Institut für Schulentwicklungsforschung IFS, Technische Universitaet Dortmund), UZH Zentrum, Schönberggasse 11, E, 12.15h (siehe Hinweis oben)

Klinisch-biochemisches Kolloquium des Kinderspitals Zürich

Diabetes beim Kind – welche Laboruntersuchungen wann und warum? 6. Dez., Prof. Dr. Eugen J. Schoenle (Div. of Endocrinology and Diabetology, University Children's Hospital Zürich), Universitäts-Kinderspital, Steinwiesstr. 75 (Hörsaal), 16.15h

Immunocompetence of Mice with Human Immune System Components. 13. Dez., Prof. Dr. Christian Münz (Institute of Experimental Immunology), University of Zürich, Universitäts Kinderspital, Steinwiesstr. 75 (Hörsaal), 16.15h

Title to be announced. 20. Dez., Dr. Michel Hochuli (Div. of Endocrinology, Diabetes and Nutrition, University Hospital Zürich), Universitäts Kinderspital, Steinwiesstr. 75 (Hörsaal), 16.15h

Shakespeare Die Liebe und wie man sie sich verdient – davon handelt Shakespeares Komödie. Aufgeführt wird sie von der European Theatre Group der Universität Cambridge. **13. Dez., 19h, Rudolf-Steiner-Schule, Plattenstr. 39**

Sozial und genial? Ist, wer intelligent ist, auch sozialkompetent, und umgekehrt? In welchem Verhältnis kognitive Leistungsfähigkeit und Sozialkompezenz stehen, hat die Psychologin Kristina Frey vom Institut für Schulentwicklungsforschung der Technischen Universität Dortmund am Beispiel von Grundschulkindern untersucht. Referat im Rahmen des Jacobs-Center-Kolloquiums. **9. Dez., UZH Zentrum, Schönberggasse 11, E, 12.15h**

Stadt am Ende? Wer auf unserer Erde noch vor 30 Jahren echte Urbanität suchte, fuhr nach Lateinamerika. Heute kehrt man hingegen enttäuscht zurück, weil man überall auf die verschlossenen Tore der Gated Communities stösst und manche Stadtzentren ähnliche Entleerungstendenzen zeigen wie in den USA. Bedeutet Globalisierung von Architektur und Lebensstilen das Ende der Stadt in Lateinamerika? Dieser Frage geht Axel Borsdorf nach, Professor am Geographischen Institut der Universität Innsbruck. Ein Referat im Rahmen der Vortragsreihe «Landschaft unter Druck» der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich (GEGZ).
8. Dez. ETHZ, Rämistr. 101, D1.2, 18.15h

Kolloquium «Grammatik der Ausgrenzung» des Zentrums «Geschichte des Wissens»

Stereotype, Vorurteile und Diskriminierung: Sozialpsychologische Erklärungsansätze und empirische Ergebnisse. 8. Dez., Prof. Dr. Klaus Jonas & Nadja Contzen (UZH), Cabaret Voltaire, Spiegelgasse 1, 20h

Enteignen, entrechten, ausschliessen: Vision Bombay 2020. 22. Dez., Prof. Dr. Shalini Randeria (UZH), Cabaret Voltaire, Spiegelgasse 1, 20h (siehe Hinweis oben)

Landschaften unter Druck

Das Ende der Stadt in Lateinamerika? Raumentwicklung unter Globalisierungsstress. 8. Dez., Prof. Dr. Axel Borsdorf (Geographisches Institut der Universität Innsbruck), ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D1.2 (Auditorium), 18.15h (siehe Hinweis oben)

Die Mongolei – bald zu klein für die Mongolen? Fragile Landschaften unter Nutzungsdruck. 12. Jan., lic. phil. Katharina Conradin, Geographisches Institut der Universität Basel, ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D1.2 (Auditorium), 18.15h

Die 2°-Grenze. 26. Jan., Prof. Dr. Klaus Kuhn, ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D1.2 (Auditorium), 18.15h (siehe «Meine Agenda»)

Mensch! Recht!

Gibt es einen Business Case für Human Rights? Thesen an der Praxis geprüft. 7. Dez., Liselotte Arni (Head Group Environmental Risk and Policy UBS) Prof. Dr. oec. publ. Hans Peter Wehrli, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-174 (Hörsaal), 18.15h

Öffentliche Vorträge des Paläontologischen Instituts und Museums

Säugetiere im Zeitalter der Dinosaurier. 8. Dez., Prof. Dr. Thomas Martin (Universität Bonn), Paläontolöogisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4 , E-72, 18.15h

Schreck lass nach! Marine Ökosysteme nach dem grössten Massenaussterben der Erdgeschichte. 12. Jan., M. Sc. Richard Hofmann, UZH, Paläontolöogisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4 , E-72, 18.15h

Recht und Literatur: «Fechtschulen und phantastische Gärten»

Hölderlin und die Tragödie der Freiheit. 9. Dez., Prof. Dr. Matthias Mahlmann (UZH), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4 , F-180 (Hörsaal), 18.15h

Recht und Poesie. 16. Dez., Prof. Dr. Jutta Limbach (Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts a. D., Präsidentin des Goethe Instituts a. D.), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4 , F-180 (Hörsaal), 18.15h

Science Bar Zürich

Wollen wir wirklich wissen, was auf uns zukommt? Über Zukunft(sforschung) und Gesundheit. 6. Dez., Dr. Stephan Sigrist (Biochemiker, W.I.R.E, Think Tank der Bank Sarasin und des Collegium Helveticum der ETH und UZH), PD Dr. med. Claudia Steurer-Stey (Pneumologin, Chronic Care, Institut für Hausarztmedizin, UZH), Bar-Buchhandlung sphères, Hardturmstr. 66, 20h

Angst, die einem Angst macht – über Panickattacken und Angststörungen. 7. Feb., PD Dr. Michael Rufer (Psychiater und Psychotherapeut, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Universitätsspital Zürich), Prof. Dr. med. Susanne Walitza (Kinder- und Jugendpsychiaterin, Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie, UZH), Bar-Buchhandlung sphères, Hardturmstr. 66, 20h

Vorträge der Naturforschenden Gesellschaft Zürich

Verleihung des Jugendpreises 2010 und Vortrag: Rheuma bei Kindern: Arthritis im Kiefer – das verpasste Gelenk. 6. Dez., Dr. Rotraud Katharina Saurenmann, Universitäts-Kinderklinik Zürich, Pädiatrische Rheumatologie, Kollegiengebäude 2, Karl-Schmid-Str. 4 , D-54 (Seminarraum), 19.30h

Was ist ein Individuum?

Die Grenzen des Lebens – Der Lebensbeginn aus rechtlicher Sicht. Wie frei ist der einzelne Mensch, über seinen Tod zu entscheiden?
14. Dez., Prof. Andrea Büchler (Professorin für Privatrecht und Rechtsvergleichung, UZH, und Fellow am Collegium Helveticum), Prof. Wulf Rössler (Professor für klinische Psychiatrie, UZH, Direktor der Klinik für Soziale Psychiatrie und Allgemeinpsychiatrie Zürich West der Psychiatrischen Universitätsklinik in Zürich sowie Fellow am Collegium Helveticum), Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Zürcher Ausspracheabende für Rechtsgeschichte

Jeremias Gotthelfs Kampf gegen die Rechtsstaatsidee der jungen Rechtsschule Wilhelm Snells. 14. Dez., Michael Lauener, UZH Zentrum, Rämistr. 71, E-13 (Senatszimmer), 18.15h

Zürcher Humangeographisches Kolloquium

Space and Politics: Fundamental Interactions, Stealth Encounters. 9. Dez., Prof. Dr. Jaques Lévy (École Polytechnique Fédéral Lausanne), UZH Irchel, Winterthurerstr. 190, G-55, 16h

---

Die vollständige und laufend aktualisierte Agenda finden Sie unter www.agenda.uzh.ch

MEINE AGENDA

Elena Mango

Willkommene Kunst? Druckgrafiken aus Kanada und Äthiopien
12. Dez., Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Foyersaal), 12h

Das Thema der Druckgrafiken interessiert mich sehr, und das Fragezeichen hinter «Willkommene Kunst» regt zum Nachdenken an – was wohl damit gemeint ist?

Vom Triclinium ins Refectorium. Das Lesen beim Essen von der Antike bis ins Frühmittelalter
14. Dez., Ulrich Eigler, Rämistr. 74, G-041, 16.15h

Dieser Vortrag verspricht nicht nur interessante Einblicke in zwei zentrale Themen der Antike und des Mittelalters – Lesen und Essen –, sondern macht durch ihre Verbindung zusätzlich neugierig.

Die 2°-Grenze: Landschaft unter Druck
26. Jan., Klaus Kuhn, ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D1.2 (Auditorium), 18.15h

Der kurze Titel «Die 2°-Grenze» springt ins Auge. Seine Prägnanz steht umgekehrt proportional zur Komplexität des Themas: globale Erwärmung, Veränderung der Ökosysteme und Debatten zu Klimazielen. Eine gelungene Hervorhebung eines uns alle betreffenden Themas.

Elena Mango ist Privatdozentin und Konservatorin der Archäologischen Sammlung der UZH, ab 1.1.2011 Ordentliche Professorin für Archäologie des Mittelmeerraumes an der Universität Bern.

ANTRITT

Neulich in der Aula

Marita Fuchs

Herzoperationen sind nicht ohne Risiko. Blutgerinnsel können vom Herzen ins Gehirn gelangen und dort einen Hirnschlag auslösen. Am Universitätsspital Zürich haben Herzchirurgen einen Herz-Clip entwickelt, der schonendere Eingriffe ermöglicht. **Sacha P. Salzberg**, Privatdozent für Herzchirurgie, stellte diesen Clip in seiner Antrittsvorlesung neulich in der Aula vor.

Eingriffe ins Herz, erklärte Salzberg, können zu Herzrhythmusstörungen, dem sogenannten Vorhofflimmern führen. Das Blut wird nicht schnell genug durch den Vorhof geleitet und kann verklumpen. Dieser Gefahr wird heute am USZ durch einen Vorhofsohr-Verschluss vorgebeugt: Das Vorhofsohr wird von innen zugenäht oder von aussen mit Seide zusammengebunden.

Mit dem neuen Herz-Clip wird es jedoch in Zukunft möglich sein, den Blutfluss auf einfachere Weise zu regulieren. Der Clip besteht aus zwei Titanium-Stäben, die durch zwei Nitinol-Gelenke verbunden sind. Das Ganze ist von einer Polyesterhülle umgeben, welche hilft, im Innern des Körpers mit dem Körpergewebe zu verwachsen. «Der Clip wird einfach von aussen über das Herzohr gebracht und klemmt dieses ab. Damit wird die ‹Sackgasse› abgesperrt und es können sich dort keine Blutgerinnsel mehr bilden», erklärte Salzberg.

Der grosse Vorteil dieser einfachen Methode ist, dass Herz und Herzohr dabei nicht manipuliert werden. Der Eingriff kann am schlagenden Herzen durchgeführt werden. Der Clip, so Salzberg, könnte auch zur Prävention des Hirnschlags ein effektives Werkzeug sein.

STIMMT ES, DASS...

... die Schweiz als erstes Binnenland Beziehungen mit Japan knüpfte?

Patrick Ziltener

Ja. Tatsächlich gelang es dem Gesandten des Bundesrates, dem Neuenburger Aimé Humbert (1819–1900), die politisch bereits instabile japanische Regierung unter dem letzten Shogun zu einem Vertragsabschluss zu bewegen. Dieser wurde am 6. Februar 1864 in Edo (dem heutigen Tokio) unterzeichnet. Der Druck des US-Geschwaders von Kommodore Perry in den 1850er-Jahren hatte die Japaner gezwungen, ihre langjährige Politik der Abschliessung aufzugeben. Dem ersten bilateralen Handelsvertrag mit den USA folgten rasch solche mit den Niederlanden sowie den Seemächten Russland, Grossbritannien und Frankreich. Wenige Jahre später kamen Portugal und Preussen zum Zug, während in der Schweiz Vertreter der exportorientierten Uhren- und Textilindustrie den Bundesrat zur Entsendung einer eigenen schweizerischen Mission drängten.

Angst vor diplomatischem Abenteuer

Das Instrument der aussenwirtschaftlich ausgerichteten diplomatischen Mission war in den frühen Jahren des schweizerischen Bundesstaates keineswegs unumstritten. Es gab zahlreiche Skeptiker, u.a. der Genfer John Ninet (1815–1895). Er argumentierte, dass eine solche Mission unnötig sei, da die Handelshäuser anderer Nationen Schweizer Produkte erfolgreich in Japan absetzten, ohne militärischen Schutz der eigenen Bürger vor Ort, da die Risiken zu hoch seien und der Bundesrat grundsätzlich keine handelspolitischen Interessen aktiv zu vertreten habe. Die Neue Zürcher Zeitung folgte dem prinzipiellen Argument Ninets und schloss einen Artikel mit folgendem Reim: «Schweiz sei bedächtig, / Wag nicht mehr als du bist mächtig.»

Berner Bärenkult

Dass der damalige Wissensstand der Behörden tatsächlich verbesserungswürdig war, belegt die Botschaft des Bundesrates von 1861, in der es heisst, dass die Bevölkerung Japans «eine von derjenigen Chinas wesentlich verschiedene, sowohl in Rasse als im Charakter», nämlich «arabischen Ursprungs» sei. Auf japanischer Seite war die Informationslage zur Schweiz zunächst nicht weniger prekär. Die erste japanische Delegation erreichte die Schweiz, von der Pariser Weltausstellung herkommend, am 3. September 1867. In Bern stellten die Japaner fest, dass «es zu einem alten Brauch [gehört], hier Bären zu verehren. Bärenförmige Idole [werden] in jedem Haus aufgestellt und angebetet.» Es war jedoch der umfassende Bericht der zweiten offiziellen japanischen Mission von 1873, unter Tomomi Iwakura, der das Bild der Schweiz in Japan lange prägte, nicht zuletzt dank der darin enthaltenen zahlreichen Abbildungen von Städten und Bergen. Den Schweizer Bemühungen, auch als «kleines Land inmitten von Bergen [...] Fakten über alle Länder zu erfassen», wurde Anerkennung gezollt.

In den folgenden Jahrzehnten wurde nicht nur der bilaterale Freundschafts- und Handelsvertrag mehrfach revidiert, bis alle «ungleichen» Elemente, die an die für Japan demütigenden Umstände der erzwungene Öffnung erinnerten, eliminiert waren. Die Berichte der länger in Japan lebenden Kaufleute, Diplomaten und Missionare verbesserten den Wissensstand in der Schweiz schrittweise. Umgekehrt wurde die Schweiz in Umbruchphasen der japanischen Entwicklung ein bedeutender Referenzpunkt in der Debatte um die Ausrichtung des Landes, insbesondere um 1904/05 und nach 1945. Gerade die Abwesenheit von Kriegsflotte und Kolonien bewies, dass Entwicklung und Wohlstand auch anders möglich waren. So schrieb Isoo Abe, Professor an der Waseda-Universität in Tokio und Kritiker der japanischen Expansionspläne, 1904: «Wo sonst findet sich ein Land, welches es sich zur Aufgabe seiner staatlichen Existenz machte, seinem Volke Wohlstand, Freiheit und Gleichheit zu schenken? Welcher Staat kann da noch an Ruhm und territoriale Ausdehnung denken? Die anderen Länder dieser Erde sollten vor diesem kleinen Idealstaat auf die Knie gehen und sich schämen.»

Patrick Ziltener, Privatdozent an der UZH, war 2006–09 im Staatsekretariat für Wirtschaft (SECO) an den Verhandlungen über das Freihandels- und wirtschaftliche Partnerschaftsabkommen Schweiz-Japan beteiligt und gab kürzlich das zweibändige Handbuch Schweiz-Japan / Manuel des relations nippo-suisses (Zürich: Chronos) heraus.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

«Wir im Westen sind überzeugt, dass langfristig die Demokratie das beste und stabilste politische System ist. Vielleicht liefert uns China eine Alternative.»

Fabrizio Zilibotti, Professor für Volkswirtschaft, in einem Interview zum Aufstieg Chinas. Quelle: www.uzh.ch/news, 8. November.

«Die meisten Lehrpersonen, die aus ihrem Beruf aussteigen, tun dies nicht aus Frustration, sondern weil sie neue Herausforderungen suchen.»

Sabine Bättig-Ineichen, Erziehungswissenschaftlerin. Sie schrieb an der UZH eine Dissertation über die Motive für den Berufswechsel bei Lehrpersonen. Quelle: www.uzh.ch/news, 24. November.

«Wenn man denjenigen, die integriert werden sollen, wahllos Dinge unterstellt, darf man sich nicht über Trotzreaktionen wundern.»

Katajun Amirpur, Assistenzprofessorin für Moderne Islamische Welt, an einer Podiumsdiskussion zum Thema Islam und offene Gesellschaft. Quelle: www.uzh.ch/news, 19. November.

ZUGABE!

Thomas Poppenwimmer

Morgens

«Du hast die Zahnpasta nicht auf den Kopf gestellt». Morgens vertrage ich keine Regelverletzungen. Und meine Herzdame kein Genörgle: «Du tönst wie ein schlechter Film.»

«Ist die Kaffeemaschine an?» «Ja. Und der Toaster auch.» Unser morgendlicher Ablauf ist ein Ritual: Jeder Schritt ist klar definiert und wird gelassen ausgeführt.

Als ich mich nach der Morgentoilette anziehen gehe, kommt mir der Kater entgegen. Meine vorher sorgfältig geschichteten Kleider liegen verstreut am Boden. Unser Mitbewohner hat sein eigenes Morgenritual.

«Den Honig, bitte.» Der effiziente Ablauf erlaubt uns ein gemütliches Frühstück. «Kann ich dafür die Butter haben? Und Vorsicht, der Kater springt dir gleich in den Teller.» Obwohl als einziger bereits gefüttert, drängt es ihn zu unseren Speisen. Ich scheuche ihn weg.

Entspannt essen wir Toast und lesen Zeitung. «Was ist das für ein Geräusch?» Ich gehe nachschauen. Der Pelzträger rennt an mir vorbei mit unserem Frühstücksschinken im Maul. «Hast du ihn wieder in der Küche liegen gelassen?» Meine Herzdame steht kopfschüttelnd neben mir.

Wir kehren an den Tisch zurück. Hier liegt der Vierbeiner und schleckt sich die Reste unserer Spiegeleier ab. «Ich hatte noch gar nichts davon.» Meine Herzdame hat ihre Gelassenheit verloren.

Verspätet hetzen wir schliesslich zum Tram. Ich musste meine Schlüssel in diversen Katzenverstecken suchen.

«Unser Kater ist schon herzig.» Meine Herzdame vergibt schnell. «Und so beruhigend.»

DAS UNIDING NR. 28: DER CHRISTBAUM

Ein Baum verströmt Glanz und Gloria

Sascha Renner

Die Universität hat nicht nur ein Christkindli. Sie hat deren vier. Auf zwei Klappleitern balancieren sie, drei Frauen und ein Mann. In bis zu fünfeinhalb Metern Höhe schmücken sie den Baum, «eine Nordmann-Tanne, weil sie nicht nadelt». Das erklärt Angelika Joss, Leiterin Reinigungsdienst, die mit ihrem Team seit fünf Jahren die Nutzerinnen und Nutzer des Lichthofs in Weihnachtsstimmung versetzt.

Der Reinigungsdienst machte sich auch stark dafür, den Baum aus seiner Ecke in die Mitte des Lichthofs, gleich vor die Nike, zu holen; «ein hässliches Entlein» sei er früher gewesen, erzählt Angelika Joss. Heute hingegen protzt und strahlt die Tanne in einem Kleid aus 1000 Elektrokerzen und 350 Kugeln, so dass einem warm ums Herz wird. Ein Berg von Päckli – «noch nie ist eines weggekommen» – reicht bis an den Astkranz. Eine automatische Bewässerungsanlage, eine Anfertigung des Technischen Dienstes, versorgt den Baum auch über die Festtage mit Wasser. So dass er grünt bis zu seinem letzten Tag, dem 6. Januar.

Der Reinigungsdienst zaubert Weihnachtsstimmung in den Lichthof des Kollegiengebäudes.